

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 12. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

— Berlin, 11. Juni 1893. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Nur kein Lieutenant!

Novelle von Hans Nagel von Brawe.

(Schluß.)

**M**an ist nur zu leicht geneigt, von einzelnen Ausnahmen, sofern es Nachtheiliges betrifft, auf das Ganze zu schließen — verzeihen Sie mir diese scheinbare Kritik Ihres Urtheiles.“

„Bitte! — das Thema ist ja nicht uninteressant, und ich höre gern fremde Ansichten.“

„Dann möchte ich Sie fragen, wodurch zum Beispiel die beiden jungen Officiere, die uns eben verließen — abgesehen vom Typischen, das ich ihnen nicht absprechen will und das doch wieder eigentlich nur bei dem Kürassier des Provinzial-Regimentes hervortrat, — wodurch also die Beiden Ihr Mißfallen erregt haben könnten. Waren nicht Beide ausgesucht höflich?“

„Auch Sie scheinen beobachtet zu haben, mein Herr!“

„Weil ich bemerkte, daß Sie es thaten, gnädige Frau. Sag nicht in dem einfachen Gespräche der Beiden — eine Lebensfrische, eine Arbeitsfreude, die wohlthuend berührte, wenn sie auch zwei ganz verschiedene Richtungen einschlug?“

Die Dame dachte einen Augenblick nach.

„Sie haben Recht — im Grunde war die Lands-

knachts-Moral während, und in dem Wunsche, in Ostafrika Thaten zu begehen, lag etwas Frisches — trotz des Pelzes, in den sich der Kürassier so sorgsam gehüllt hatte.“

„Haben Sie beobachtet, wie der Kürassier selbst auf den Boden des offenen Wagens stieg — trotz der Kälte — und die Zügel nahm? Nein, die Sorte verweicht sich nicht, ungeachtet typischer Erscheinung. Uebrigens — ist der caricirte Typus doch auch nur noch auf Sportplätzen vertreten und bei ganz jugendlichen Herren, die sich hervorthun wollen — und, seien wir gerecht, — es begegnen uns gewiß auch Caricaturen im Bürgerkleide!“

Die Dame lachte. „Gewiß — beiderlei Geschlechtes! Aber Sie sind ein treuer Verehrer des Königsrockes, das kommt bei den Herren im bürgerlichen Gewande selten vor. — Aber Eins müssen Sie mir zugeben — in keinem Stande fallen so Viele der Versuchung zum Opfer, — werden dem Leichtsinne in die Hände geworfen, wie im Officier-Stande, und — ein Mädchen, das einen Lieutenant heirathet —“

„Nun?“

„— geht im Allgemeinen einer ungewissen Zukunft entgegen. Ich — würde niemals meiner Tochter die Zustimmung geben, einen — Lieutenant zu heirathen.“

„Und wenn sie nun etwa einen Lieutenant liebte?“ sagte der Herr mit einer Miene, man wußte nicht recht, ob's wehmüthig oder heiter klang. Dann aber fuhr er lächelnd fort:

„Und wie glücklich würde Ihre Fräulein Tochter

vielleicht an der Seite eines klugen, energischen Officiers werden, wenn die Beiden sich aufrichtig liebten! Wie viele frohe Tage und Abende würden Sie erleben in der Freude am häuslichen Frieden, in dem erhebenden Bewußtsein, daß Ihre Tochter die Gefährtin, die treue Stütze eines tüchtigen, ganzen Mannes sei?“

„Aber mein Herr, ich bin ja garnicht verheirathet!“ rief die Dame aus, durch die warme Schilderung ihres Mutterglückes fast erschreckt.

„Pardon!“ antwortete der Reisende dann. Er schwieg — aber die Dame schien dennoch seine Gedanken zu errathen.

„Also daher der Lieutenants-Haß“, mochte sie sich dessen Mienenwechsel erläutern, denn lächelnd antwortete sie:

„Auch an mir ging einst der bunte Rock nicht spurlos vorüber. Uebrigens — hätte ich eine Tochter — der würde ich einmal einen Mann wünschen, der ein häusliches Zusammenleben mit so lebhaften Farben schildern kann, wie Sie, mein Herr,“ — sie verbeugte sich neckend gegen den jungen Mitreisenden, „nimmer aber einen Lieutenant; — dabei bleibe ich,“ fügte sie scherzend hinzu.

„Neubrandenburg — vier Minuten!“ rief der Schaffner. Der Herr und die Dame sahen sich erstaunt an und —

„Wie rasch die Zeit vergeht,“ äußerte die Dame.

Ein paar junge Geschäfts-Reisende stiegen mit jener Rücksichtslosigkeit ein, die den unerzogeneren Theil dieser Klasse auszuzeichnen pflegt. Ohne Gruß, überlaut sprechend, trieben sie ihre unpassenden Scherze mit dem Schaffner, nannten ihn Herrn Kapellmeister, und als endlich des



Canal-Landschaft. Nach dem Bilde von W. Koelofs. — Siehe Seite 99.

Beamten Geduld riß, warfen sie ihm in hartem Tone Rücksichtslosigkeit vor. Ehe sich der Zug wieder in Bewegung setzte, wurde noch bekannt gemacht, daß die Passagiere zwischen Gültz und Gnewlow aussteigen müßten, da eine Bahnbrücke schadhaft sei.

Die beiden Mitreisenden nahmen nun Veranlassung, in der frivolsten Weise über den jüngsten Eisenbahnunfall von Kohlfurt zu sprechen und in den widerlichsten Ausdrücken dessen Schilderung zu bieten.

„Sie haben wohl Nichts dagegen, wenn wir hier rauchen?“ äußerte dann mit unverschämter Frechheit Einer der Burtschen, sich an die Dame richtend. Doch ehe sie antworten konnte, sagte deren Reisegefährte: „Hier ist Nichtraucher-Coupé, und die Art, wie Sie sprachen, eignet sich ebenfalls nicht für die Gesellschaft einer Dame.“

„Dann muß die Dame in's Damen-Coupé.“ Er vollendete seinen Satz nicht. Der Blick des Herrn mochte ihm doch zu deutlich sagen, was ihn erwartete, wenn er fortführe.

Erst als unfern Gültz der Zug hielt und der Befehl kam, Alles habe auszusteigen, setzten die Beiden ihrem Benchmen noch die Krone auf, indem sie eine Aeußerung himwarfen, die die Parteinahme des Herrn als zweideutig für die Dame erscheinen ließ. Eben war dieser zornig aufgesprungen, als die Stimme seiner Begleiterin sein Ohr traf:

„Ich bitte Sie, lassen Sie die rohen Burtschen — um meinetwegen! Die sind selbst einer anständigen Züchtigung nicht würdig! Aber, würden Sie mir einen Gepäcsträger besorgen?“

„Gern,“ antwortete der Herr. Sein Bemühen war indeß vergebens. Alle waren in Anspruch genommen. Kurz entschlossen legte er das Gepäck in den Schnee nieder und stützte die Dame mit geschickter Hand beim Verlassen des Wagens. Dann ging's vorwärts. Aber schon nach wenigen Schritten zeigte sich, daß das Marschieren im Schnee doch über die Kräfte der Leidenden ging. Sie blieb stehen. „Ich habe vor einigen Tagen den Fuß verstaucht,“ sagte sie. Gern nahm sie dann den Arm des Herrn, der einstweilen seinen eigenen Koffer liegen ließ. So wurde der Zug jenseits der Brücke noch erreicht — sogar der Koffer konnte herbeigeholt werden.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein Herr!“ sagte die Reisende während der Weiterfahrt, als sie sich wieder gegenüber saßen. „Ohne Sie wäre ich einmal nicht aus dem Zuge gekommen und dann — Gott weiß, was Einem jetzt auf den Bahnen passieren kann, ich denke mit Entsetzen an die ordinären, frechen Burtschen. Sie haben gehandelt —“

„Wie jeder Andere auch gehandelt hätte,“ antwortete er lächelnd. „Aber ich sehe, Sie frösteln, darf ich das Fenster ganz schließen?“ Er hatte in geschickter Weise weitere Dankes-Aeußerungen abgeschritten.

Als der Zug in den Bahnhof von Demmin einfuhr, nahm der junge Reisende seine Effecten zusammen.

„Ich bedauere, Sie nicht weiter begleiten zu können, gnädiges Fräulein, ich bin sogleich am Orte.“ Er nahm den Hut vom Kopfe. Eine breite rothe Narbe trat deutlich auf der rechten Stirnseite hervor. Einen Moment richtete die Dame den Blick auf dieses Zeichen, — auf seine Hüfte, — dann reichte sie dem Fremden die Hand.

„Darf ich wissen, mit wem ich die Freude hatte, zu reisen?“ fragte sie.

Schon hatte der Fremde eine Karte aus seinem Portemonnaie genommen.

„Sie waren mir ein so ritterlicher Beschützer,“ fuhr sie dann fort.

„Nein,“ sagte jetzt der Herr, „nehmen Sie es nicht übel, der Nachsatz Ihrer Bitte macht mir das Verschweigen meines Namens fast zur Pflicht und — nicht wahr, Sie begreifen! Also nochmals, glückliche Reise! — Da sehe ich schon meine Schwester, die mich erwartet.“

Der Zug hielt. „Hier, Alska!“ rief der Reisende einer auffallend hübschen Blondine zu, die auf dem Perron stand und suchend an den Coupés entlang blickte.

„Edwin!“ antwortete sie jetzt. Bald hielten Beide sich umschlossen. Noch ein kurzer Gruß zum Coupé und dann sah man die Beiden in eleganter Equipage davonfahren.

„Wo ich nur den Mann schon einmal gesehen habe,“ murmelte die Dame im Nichtraucher-Coupé. „Ein recht sympathischer junger Mann! — Gewiß ein Gutsbesitzer! — Schade, daß er seinen Namen nicht nannte aus lauter Bescheidenheit! — Ja — das wäre —“ fuhr sie nach einigem Nachdenken fort, „— auf den Mann ist Verlaß — ernst — vornehm und auch ein hübscher Mann! — hm! — werden doch einmal sehen! —“

## IV.

In Schwarzenau erwartete man um die Mittagszeit desselben Tages die Ankunft der Tante Trude. Baron Regenhardt hatte den Wagen, den besten Landauer

natürlich, nach Stralsund schicken müssen, da der Schnellzug auf der viel näheren Station Grimmen nicht hielt.

Die Nachmittagssonne beleuchtete die Front des stattlichen Renaissance-Schlosses, warf ihre schrägen Strahlen zitternd durch das schneebedeckte Gezweig der alchestrüchtigen, knorrigen Eichen und himmelstrebenden Kiefern. Denn so recht mitten drin im alten, prächtigen Parke lag der Stammsitz des Freiherrn von Regenhardt.

Die Vorfahrt vor der breiten Freitreppe war säuberlich von Schnee gereinigt, und oben, hinter den mächtigen Fensterflügeln des breiten Entrée, — des stiefenbedeckten Rüstsaales, so genannt von den etwas durchrosteten, aber echten Rüstungen, die die Ecken auf hohen Postamenten zierten, — da standen schon der Diener, der erste Staller und der Gärtner, Alle in der sehr feudal aussehenden Livrée des freiherrlichen Hauses. Man wußte, was man der Schwägerin aus Berlin an Respect schuldete, und das ganze Schloß Schwarzenau war so zu sagen in der Flucht, wenn sie zum Besuche kam. Daß das stets zu Weihnachten geschah, wußte man der Tante zu Dank, denn sie kam nicht mit leeren Händen. „Ich kann es ja,“ pflegte sie ab und zu selbst zu sagen. Der Baron stand in dem stillen Verdachte heimlicher Dankgebete gegen den ‚Lieutenant‘ (es war sogar ein Graf gewesen, aber den Namen nannte man in der Tante Gegenwart niemals), aus dessen Treuepflichtigkeit und Leichtsinne dann — eigentlich ziemlich unmotiviert — die Ehelosigkeit der Tante Trude resultierte. Aber der Baron hatte auch allen Grund zu solchem Dankgebete, denn wenn die Schwägerin nicht ledig geblieben wäre, hätte sie schwerlich immer von Neuem Veranlassung genommen, die Ausfälle der agrarischen Mißstände durch die Zinsen ihrer gut und sicher angelegten Kapitalien zu decken. Freilich lagen in ihrem Tresor auch die durchaus rechtskräftig abgefaßten Hypotheken-Briefe auf die Herrschaft Schwarzenau.

Als der Freiherr so gesenkten Hauptes am Fenster seines Arbeitszimmers stand, mochten seine Gedanken wohl eben mit jenem Tresor beschäftigt gewesen sein, denn recht abgehört und traurig war sein Ausdruck. Nur wie beiläufig sah er hinab auf den großen Teich neben der Haupt-Allee, auf dessen spiegelglatter Fläche sich die sieben ‚Jüngeren‘ umhertummelten in ausgelassener Heiterkeit — vom fünfzehnjährigen Curtl in der strammen Cadetten-Uniform bis zur fünfjährigen kleinen Elisabeth — dem theuersten aller Kinder. Mit einem Menschenleben war ihr Dasein erkauft, ihrem ersten kleinen Wimmern waren so bald die ernstesten Töne des Trauergekläutes für die Mutter gefolgt.

Jetzt zog ein Lächeln über des Freiherrn furchenreiches Gesicht. Eben war das kleine Ding, ganz in weißen Schwan gehüllt, gefallen, und nun kamen die Geschwister von allen Seiten herbei, sie zu trösten, — jetzt war sie schon wieder mitten drin in der langen Reihe, die gebildet wurde — nein, es ging nicht, — man hob sie in einen Schlitten und, Einer nach dem Anderen, fuhren die Brüder sie um den Teich — in toller Fahrt. Wie sie aufjauchzte die Kleine, der Vater vernahm es drinnen im Zimmer.

„Wird's ihr einst anders gehen wie Gertrud?“ murmelte er. Und während er kaum den Namen ausgesprochen, theilten sich die Portiären, geräuschlos eilten ein paar rasche Mädchenfüße über den Teppich, und ein schlanker Arm wand sich um des Freiherrn Schulter.

„Was soll Deine Gertrud, Papa? Was kann sie thun, um Dich heiter zu stimmen?“ fragte das Mädchen mit weicher, fast schmeichelnder Stimme und legte den Kopf an den des Vaters.

„Mein liebes Herzenskind, — auch um Dich mache ich mir Sorge. Ich lasse mich nicht täuschen durch die Heiterkeit, die Du zur Schau trägt, ich fühle es, hier im eigenen Herzen, wie Dir die Sache nahe gegangen ist — und daß Du noch immer nicht vergessen kannst.“

Das junge Mädchen richtete den Kopf plötzlich auf und sah den Vater fast erstaunt an:

„Vergessen, Vater? Nein, vergessen will ich auch nicht, selbst wenn ich könnte. Vater, laß mich heute einmal ganz offen zu Dir sprechen, gerade heute, wo die Tante kommt. Ich habe mich ohne ein Wort der Klage unter Deine Entscheidung — unter der Tante Willen gebeugt, das war meine Kindespflicht. Ich habe kein Wort darüber fallen lassen, wie sich der Tante negativer Beschluß zu der großen Liebe stellen mag, die sie mir, ihrer Pathin, in so vielen Worten auszusprechen pflegt. Aber wie ich mich dann mit mir selbst abzufinden habe, darüber bin ich nur mir selbst Rechenschaft schuldig. Ich werde nicht vergessen, was ich für Edwin empfunden habe, und er — er vergißt auch nicht.“

„Kind, nach der Entscheidung — Deiner Tante, die ich ihm mittheilen mußte, seid Ihr — Beide frei.“

„Du weißt, Vater, daß uns keine Liebeschwüre binden, daß wir uns in Worten kaum angedeutet haben, was wir dennoch voll empfinden.“

„Mein Herzenskind — ja, ich wußte, daß Du nur äußerlich Dich hinein fandest in das Unvermeidliche, aber —“

„Auch Edwin's Charakter ist nicht von denen, die jedem Drucke leicht nachgeben und sich in eine gewünschte Form zwängen lassen.“

„Du kennst die Welt nicht, Gertrud! Dahlen wird, wenn auch nach und nach erst, mit den Thatsachen rechnen und — wer wollte es ihm verdenken!“

„Und wenn es so wäre, dann bliebe ich dennoch, wie ich bin. Ich werde mir das Recht nicht nehmen lassen, wenigstens mir selbst treu zu bleiben. — Hat denn etwa die Tante vergessen, was einst —?“

„Aber Kind, das ist ja ein ganz anderer Fall!“

„Ein jeder nach seiner Art, Vater, und nun verspreche ich Dir, daß ich ein Thema nicht mehr nutzlos erörtern werde, aus dem Dir schon so viele Sorgen erwachsen sind. Ich kenne Dein Vaterherz und weiß, daß Du nicht anders handeln konntest, als Du gethan hast. Aber einmal mußte ich Dir doch auch offen meine Anschauungen aussprechen und — das ist geschehen. Nun laß auch Du das Gräbeln — es nützt zu Nichts, und — Du wirst sehen, ich werde mir der Tante gegenüber ganz gewiß keine Blöße geben.“ Wieder klang es durch die Stimme so weich, so kindlich zuthullich!

„Du bist meine liebe, brave Tochter!“ sagte eben der Freiherr, als Hundegebell vom Parkwärter-Hause her schallte, und — da kam auch schon die Equipage die breite Kastanien-Allee heraufgefahren, dicht gefolgt vom Gepäcswagen.

„Willkommen, willkommen in Schwarzenau, liebe Schwägerin!“

„Willkommen, Tante Trude!“

Vater und Tochter waren der Ankommenden bis zur Vorfahrt entgegen geeilt, und nun kam auch die junge Schar herbei.

„Guten Tag, Tante Trude!“ „Guten Tag, Tanten!“ so klang es in den verschiedensten Registern. Die Tante war indessen dem Wagen entstiegen. Sie trug einen grauen Nerz-Pelz von besonderer Schönheit und gewiß auch Wärme und auf dem kurz geschorenen krausen Haar eine passende Pelzmütze. Die Tante fertigte die Jugend kurz ab mit einem „besten Dank, Kinder, spielt weiter, nachher sehen wir uns!“ und ging dann am Arme des Barons die Treppe hinauf. Nur klein Elisabeth ließ sich nicht abhalten, noch zu fragen: „Hast Du mir was Hübsches mitgebracht?“ und wurde mit herzlichem Lächeln, einem Kuß und dem ‚werden später einmal sehen‘ beschieden.

Man betrat den Salon, dann führte Gertrud die Gebatterin in deren wohl-durchwärmte Räume, in welcher der Staller und der Gärtner zahlreiche Koffer, Kisten und Pappschachteln trugen.

Mit einer sonst ungewohnten Hast entledigte sich die Tante unter Gertruds und der mitgebrachten Jungfer Beistand ihres Pelzes. Nur einen kurzen Blick warf sie in den Spiegel, fuhr fast nervös durch das Haar und mit den Worten: „Laß Dich einmal ansehen, Kind!“ stellte sie sich der Nichte gegenüber an das Licht und legte beide Hände auf deren Schulter.

Sie waren fast gleich groß, Beide blond, Beide trugen die moderne Locken-Frisur, und die Tante mochte nicht unrecht haben, als sie sagte:

„Weißt Du, Kind, daß wir uns ähnlich sehen? So sah auch ich vor 22 Jahren aus!“

„Und so möchte ich in 22 Jahren noch aussehen,“ antwortete die Nichte artig.

„Aber nicht sein, mein Herz! Du sollst keine alte Jungfer werden, wie ich.“

„Das wird wohl nicht ausbleiben,“ antwortete Gertrud, den Blick aus dem Fenster auf die Schneekronen der Bäume richtend, — nicht ohne einen kleinen Anflug von Trost.

„Verlaß Dich auf mich, Kind, ich werde schon —“ weiter kam sie nicht. „Ich möchte sogleich Deinen Vater allein sprechen, Gertrud,“ unterbrach sie sich, „er ist wohl unten?“

„Gewiß! Aber noch vor dem Essen, liebe Tante? In zehn Minuten ist Alles bereit!“

„Ich muß die Pläne der kleinen Hausfrau einmal kreuzen,“ antwortete sie und richtete den Blick so forschend, so sonderbar auf die Nichte, daß diese eilig voranließ, die Tante beim Vater anzumelden.

Als sich dann die Thür geschlossen hatte, füllte sich ihr Herz mit Sorge um das, was drinnen verhandelt würde. Eine innere Stimme sagte ihr: „Es giebt Kämpfe, neue Kämpfe gegen der Tante Pläne!“ Laut sagte sie aber: „Ich werde nicht vergessen, komme, was da wolle!“

## V.

„Höre einmal — Regenhardt,“ redete Tante Trude den Schwager an, als sie allein waren, „höre einmal, — ich denke, Du kennst mich als eine Frau der That — langes Besinnen ist meine Art nicht.“

„Gewiß nicht,“ antwortete der Baron mit Ueberzeugung.

„Also — um's kurz zu machen, — ich habe da unterwegs einen jungen Mann aus der Nachbarschaft kennen gelernt, dessen Wesen mir ausnehmend gefallen hat — Du mußt mir helfen.“

„Trude — Du — wolltest noch?“ unterbrach der Baron fast erschrocken.

„Warum nicht? Habe den ganzen Weg darüber nachgedacht und — weißt Du, ich habe einen scharfen Blick auf Menschen. — Der würde passen! — Weißt Du, daß Gertrud angegriffen aussieht? Der lehrt, Baron! Liebeskummer —! Na, — der würde sie schon den Lieutenant vergeßen lassen.“

„Von wem sprichst Du denn eigentlich, Trude?“ fragte der Baron erleichtert aufathmend.

„Das ist es ja, daß ich das nicht weiß! Aber Du sollst mir helfen. Du kennst doch Alle in der ganzen Gegend, wenigstens die Gutsbesitzer, die von ihren Equipagen an der Bahn empfangen werden.“

„Freilich — die kenne ich Alle!“

„Auch im Kreise Demmin?“

„Gewiß — Alle!“

„Sag' mir also, wer hat im Kreise Demmin Füchse mit Blässen und weißen Strümpfen und einen naturfarbenen Sandschneider?“

„Ja, — das ist schwer, — wie sah denn der Herr aus?“

„Jung, — so um dreißig, — gebogene Nase, — dunkeln Schnurrbart, — eine blonde Schwester holte ihn ab.“

„Das giebt es im Kreise Demmin nicht!“ erklärte der Baron bestimmt.

„Aber Regenhardt — hier — meine Augen — seit wann täuschen die sich?“ fragte die Dame mit der entsprechenden Pantomime.

„Wie war die Livree?“

„Hellblau — mit gelbem Kragen!“

„Jung, — Schwester, — hellblau, — Füchse,“ wiederholte der Baron in Pauzen, „nein, Trude — das war kein Gutsbesitzer, das stimmt nirgends! — Aber warte, ich werde zur Sicherheit einmal die Kreislisten holen und den Güter-Kalender.“

Wohl eine Viertelstunde wurden die Güter-Register durchstudirt:

„Abendorff — von Bamow — Rappen — grüne Livree, Altenhagen — Graf Kummerwitz — hellbraune und hellgrau — und so bis „Zansau“ — Herr von Panitz — Dunkelgrün — Olivenfarbe! — Du siehst, Schwägerin, Hellblau und gezeichnete Füchse sind nur in Regow und mein Freund, der Kammerherr, ist ein starker Sechziger mit weißem Barte — freilich, die junge Dame, die würde stimmen, aber —“

„Wie hieß der Herr?“

„Von Dahlen — er ist ein Onkel des —“ er zögerte und blätterte in dem Verzeichniß, um eine offensbare Verlegenheit zu verbergen.

„Doch nicht des — Lieutenants, der — Gertrud —?“

„Doch, Schwägerin. Aber — da fällt mir ein, — Dahlen sagte mir, — weißt Du, er ahnt Nichts von dem Antrage des Neffen, — er erwartet ihn zu Weihnachten. Die Schwester lebt in Regow und — der junge Mann hat lange im Lazareth gelegen, an einer schweren Kopfwunde.“

„An einer Kopfwunde?“ fragte die Tante und schien sich dabei hauptsächlich an ihr eigenes Gedächtniß zu wenden.

Der Baron aber antwortete: „Ja, er ist so im November herum ausgerutscht und gefallen, hat so eine Art von Schädel-Fissur davon getragen, Niemand weiß, wie es gekommen ist. Aber,“ fuhr er fort, „als die Tante in Nachdenken vertieft schwieg, „jetzt soll er hergestellt sein und Dahlen sagte mir, daß er sich während der zwei Jahre, die er beim Generalstabe commandirt war, so tüchtig gezeigt habe, daß ihm jetzt die Aussicht blühe, hineinversetzt zu werden.“

„Schwager, sei einmal einen Augenblick still,“ unterbrach die Tante ungeduldig, und in ihrem lebhaften Mienenspiele zeigte sich eine außergewöhnliche Erregung.

„Hat der — Lieutenant einen dunkeln Schnurrbart?“ fragte sie plötzlich kurz.

„Ja.“

„Und eine schlanke, große Figur?“

„Ja.“

„Und hat große, dunkelblaue, ernste Augen? Und trägt — einen so besonderen, hellgrauen Uniform-Mantel?“

„Mit den Augen stimmt's, — über den Mantel kann ich keine Auskunft geben.“

„Einerlei, es ist kein Zweifel. — Also — wenn Niemand weiß, wie er zu Halle gekommen, — Dein Lieutenant, — ich weiß es! — Und nun Regenhardt — erkläre ich Dir, der Mann kann nicht Officier bleiben, auf keinen Fall!“

„Du erschreckst mich, Trude! Was ist denn, was weißt Du von ihm? Hat er Unehrenhaftes begangen?“ Der Baron fragte jetzt mit einer bei ihm ganz ungewohnten Aufregung.

„O, Gott bewahre! Aber das sollst Du Alles später erfahren, ruf' mir jetzt einmal die Gertrud — doch halt, was ich mit der zu besprechen habe — das hat Zeit. Setz' Dich einmal hin und schreib', Regenhardt! — So — also die Anrede:“

„Mein lieber Herr! Wie nennst Du ihn, — ich meine den jungen — Dahlen mit der Kopfnarbe?“

„Nun, — Herr Lieutenant würde ich schreiben.“

„Ach was — Lieutenant! Schreib': Mein lieber Herr Edwin von Dahlen!“

„Kommen Sie morgen nach Schwarzenau. Ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen. In Eile“

Ihr

Fthr. von Regenhardt.

„Hast Du geschrieben? Laß sehen!“

„Aber Schwägerin, ich weiß wirklich nicht —“

„Ist auch überflüssig — das Weitere mache ich.“

So — nun bestelle einen Reitknecht und — die Gertrud.“

Der Baron ging kopfschüttelnd, aber er that, was die „Tante“ befohlen.

## VI.

Die Geduld der sieben Kleineren sollte eine unerwartete Probe bestehen. Schon seit fast einer Stunde war das Diner bereit. Für Tante Trude war das Essen heute auf sechs Uhr verschoben, und nun war's fast sieben Uhr, und die Tante in eifrigem, wenn auch leisem Gespräche. Gertrud hatte alle Mühe, die junge Gesellschaft in Ordnung zu halten, hatte bereits eine Balgerei mit kräftiger Hand beenden und die Schlüssel-löcher zu des Vaters Stube verteidigen müssen. Nun erhielt auch noch der Staller Befehl, sich fertig zu halten für einen weiteren Ritt. Es war der Jugend, wenigstens den älteren Söhnen, nicht verborgen geblieben, daß der Vater einem Schranke auf dem Borplage die große Kreisliste entnommen hatte, ehe er den Staller instruirte, — kurz — es gab des Aufregenden viel. Den Höhepunkt erreichte aber die Reugier, als sich wiederum die Thür öffnete und statt der Suppe — Gertrud verlangt wurde. — Endlich — endlich ging's zu Tische. Solch ein Hunger sollte noch gesucht werden, und über dem Hunger wurde garnicht einmal bemerkt, wie es förmlich leuchtete in des Vaters und der Tante Zügen, wie Gertrud sogar bei Tische der letzteren Hand zärtlich drückte und darüber selbst zu essen vergaß.

Erst spät am Abend kam die Eftafette zurück — nach Regow bei Demmin war er geritten, das hatte der Cadett herausgebracht — und übergab dem Freiherrn einen sorgsam in eine Zeitung eingeschlagenen Brief.

Wiederum Rückzug in des Barons Stube, diesmal ohne Gertrud.

Hastig öffnete der Baron das Schreiben, überflog den Inhalt und las dann der Schwägerin vor:

„Ich danke Ihnen für Ihre Aufforderung. Die Pflicht aber gebietet mir, morgen die Ankunft eines Freundes zu erwarten, den ich telegraphisch herbeschied. Alle eigenen Interessen müssen augenblicklich zurücktreten, da es sich um das Glück der einzigen Schwester handelt. Sobald die Bruderpflicht erfüllt ist, wird erscheinen“

Ihr sehr ergebener

Edwin von Dahlen.“

„Da haben wir's, Schwager. Also morgen, wenn die Bruderpflicht erfüllt ist! Das gefällt mir. Scheint ein ebenso ernst denkender Mann zu sein, wie er galanter Cavalier ist. Schade, daß er Lieutenant ist, — aber das läßt sich ja abhütteln, dafür Sorge ich.“

Im großen Eßsaale zu Schwarzenau harrte inmitten des Eßtisches der weihnachtlich geschmückte Christbaum des Augenblickes, in dem er seinen Lichterglanz entfalten sollte. Auf einer ganzen Reihe von Tischen, größeren oder kleineren Formates, hatte Gertrud alle die Geschenke ausgebreitet, die der Vater, und Tante Trude für die jüngeren Geschwister eingekauft. Jetzt begann es bereits zu dunkeln, und die Jugend wurde unruhig. Aber da vorn, in des Vaters Stube, schien die Tante noch Etwas zu erwarten, denn von Minute zu Minute fiel ihr Blick durch die Scheiben auf die Kastanien-Allee.

„Endlich!“ rief sie plötzlich. Schon stand Herr von Regenhardt an der Treppe, als ein junger Officier dem eben vorgefahrenen leichten Wagen entstieg. Er hatte selbst gefahren, und die Pferde dampften.

Der Hausherr reichte dem Ankommenden freundlich die Hand und führte ihn dann der Schwägerin zu. „Ersparen Sie mir jedes erklärende Wort, Herr von Dahlen, bis sie meine Schwägerin, Fräulein Redloff

gehört,“ äußerte er mit einiger Verlegenheit. Dann öffnete er die Thüre.

„Sobald sollten wir uns wieder begegnen!“ lautete die freundliche Anrede der Tante, die ihm beide Hände entgegen streckte.

„Lassen Sie mich kurz sein,“ fuhr sie fort, „wie denn auch meines Schwagers Brief von gestern — eigentlich war es mein Brief — ein kurzes Verfahren einleitete. Setzen Sie sich zu mir, Herr von Dahlen, und lassen Sie mich zuerst erklären, daß ich es war, durch deren Entscheidung Ihr Antrag von meinem Schwager abgewiesen wurde.“

Herr von Dahlen machte eine stumme Verbeugung, und in seinen ersten Zügen hätte man lesen können, wie alle die trüben Erinnerungen, die sich an diese Entscheidung geknüpft hatten, jetzt an seiner Seele vorüberzogen.

„Damals,“ fuhr Fräulein Redloff fort, „kannte ich Sie noch nicht. Ich vermuthete in Ihnen einen Lieutenant — etwa nach Art unseres jungen Reise-Gefährten von den Kürassieren.“

„Mein gnädiges Fräulein, der wird gewiß ein tüchtiger brauchbarer Mann, ein treuer Patriot werden,“ fiel Edwin in bescheidenem Tone ein.

„Brav, daß Sie ihn in Schutz nehmen — ich will sogar zugeben, daß ich mich irren mag, und das ist viel. Also — ich glaubte damals, auch Sie mit dem Allgemeinmaße messen zu müssen, das mir — mein eigenes Schicksal in die Hand gab. Mein Maß — war falsch, stimmt wenigstens nicht immer, das muß ich zugeben, seit ich Sie vorurtheilslos beobachtete und nun will ich mein Versehen gut machen — an Ihnen und damit an dem ganzen Stande der Lieutenants. Wollen Sie mir dazu helfen? Ich denke, es bedarf keiner weiteren Erklärung, und wie das Alles so kam, das erzähle ich Ihnen später.“

„Gnädiges Fräulein, Herr Baron, habe ich recht verstanden?“

„Gertrud, komm' einmal her!“ rief Tante Trude statt der Antwort zur Thüre hinaus, und als Gertrud hereintrat, als sie Dahlen schüchtern die Hand reichte, meinte Fräulein Redloff kurz:

„Komm', Regenhardt, wir wollen einstweilen die Weichnachtslichter anzünden, die Beiden werden die Lösung des Räthfels schon allein finden.“

Als eine Viertelstunde später der Ruf der Glocke ertönte, war die Lösung gefunden. Der jubelnden Kinderschar folgte das glückliche junge Paar unter den Christbaum.

Auf Gertruds Gabentische fand sich ein Zettel, worauf in großen geraden Buchstaben die Worte standen:

„Kinder — da habt Ihr Euch — ich irrite mich in den Lieutenants!“

Für alles Weitere laßt sorgen

Tante Trude.“

„Aber wie soll ich meiner Freundin die Sache beibringen,“ meinte am Abend Fräulein Redloff, „ich habe stets gesagt: Niemals ein Lieutenant! Wie finde ich darin einen Ausweg!“

„Der ist bald gefunden! — Seit gestern bin ich Hauptmann im Generalstabe, und Sie brauchen sich keiner Inconsequenz zu zeihen.“

„So ein preussischer Lieutenant weiß doch für Alles Rath — und — na, es hat so kommen sollen!“

„Es hat so kommen sollen, das sagte auch meine Tante in Regow, als ich gestern Abend meine Schwester — nachdem ich sie überzeugt hatte, daß auch ein bürgerlicher Jurist nicht weniger werth wäre, wie ein Garde-Lieutenant mit großem Namen, — dem Affessor — Redloff verlobte.“

„Was?“ rief die Tante auffpringend, „mein Neffe — verlobt?“

„Seit gestern Abend.“

„Nun wird mir klar, warum er heute früh so landwirthschaftlich telegraphirte.“ Sie nahm das Formular aus der Tasche und las:

„Tante, der Rasen wurde nun dennoch grün genug befunden — ich werde das edele Bäumchen in guten Boden pflanzen, dank einem guten Gärtner.“

„Wie schade, daß Julius nicht auch ein Lieutenant ist,“ scherzte Gertrud die Jüngere.

„Warte, Du Spötterin!“ drohte die Tante.



Nachdruck verboten.

### Thusneldens Traumgesicht. \*)

Gedicht von Karl Blind.

Einst lag ich bekümmert in Vaters Burg,  
 Wie Wodans Tochter im Hügel gebannt,  
 Bis, Capferer, Du zur Wonne mich wecktest,  
 In tiefer Nacht durch finsternen Tann  
 Auf schraubendem Rappen mich reißig entführtest,  
 Wir Beide geborgen in schwarzes Gewand.

Einer Hel-Fahrt gleich der heimliche Ritt;  
 Nur des Blühes Schlange wies zuckend den Weg,  
 Da, als dreimal segnend Donar den Hammer warf,  
 Da sah ich im Wetterschein freies selige Welt  
 Mir aufgethan in Deines Auges Bläue.  
 An Dich schmiegt' ich hoffend mich, theurer Held.

Nun sitzt mir Verlass'nen Dein Kind zur Seite,  
 So traulich und fremd, doch — schon des Feindes Opfer;  
 Halb römisch lassend, ein künftiger Fechter!  
 Wie der Enkel des Kimbers, der goldgelockte,  
 Der wölfsisch am Thore des Cäsars wacht,  
 Nicht achtend der Ahnen bleichend Gebein.

O drückend heller italischer Himmel!  
 O leblos Laub von starrendem Glanz —  
 Wie sehnt sich mein Sinn nach kernsüßem Gau!  
 Hohe Wipfel hör' ich rauschen. Die Wolken ziehen.  
 Zum stürmischen Nordmeer fließt murmelsnd die Weser,  
 Die Wogen wälzend zum heiligen Eiland.

Betäubender Duft weht hier aus dem Haine;  
 Beengender Tempel birgt marmorne Götter —  
 Es drängt mich mein Herz nach der Heimath Wäldern.  
 Von glühenden Augen bin rings ich gehütet;  
 Es hütet der Haß mich mit stechendem Antlitz —  
 Noch schmerzlicher seht mich der Lüsterne Blick.

Vom Osning träum' ich, vom Extern-Steine,  
 Wo der Himmlischen Nichtsüßl ist wieder gesetzt.  
 Gar manchen Stab schon schnitt ich voll Runen,  
 Beim Morgengrauen in gramvollem Leide:  
 Kein freudig Los will fallen mir Armen.  
 Der Aßen Günst hat ganz sich gewendet.

Nur düsterer Ahnungen dunkle Gebilde,  
 Gleich blutiger Kunde von Valder und Nanna,  
 Ersehnt mir, wie oft auch die Stäbe ich schüttle.  
 Den Bösen schau' ich, der Valder schlug;  
 In Römergestalt ist der Urge gekrochen:  
 Die Binde legt' er um Blondhaars Haupt.

Noch einmal wag' ich den Runenwurf. . . .  
 Mir schwanken die Sinne. Ich seh' Dich getroffen.  
 Mein eigener Vater — Deines Bruders Sippe —  
 Im selben Tann, wo rothe Ringe wir tauschten —  
 Erbarmen! O helft ihm! Verräther! Die Unthat!  
 Ach, läg' ich auf loderndem Scheite bei Dir!

Gemeuchelt der Gatte, der Sohn mir gemordet!  
 Nun wag' ich zum Dritten den Runenwurf.  
 Bei Wodans Speer, bei Walhallas Schilden,  
 Bei des Riesentödters zermalmender Waffe,  
 Beim Grimme der Hel, bei des Weltbrands Grausen —  
 Alle Rachegeister ruf' rasend ich auf.

\*) Thusnelda, einst von Armin (Germanus) aus der Burg ihres die Heirath nicht billigenden Vaters Segest entführt, vergleicht sich mit der Walküre, die von dem Göttervater auf den von der Waberlohe umringten Hügel gebannt worden war, bis Siegfried sie ertödt. Ihre nächtliche Flucht dünkt Thusneldens zuerst wie eine Fahrt zu Hel, der Beherrscherin der Unterwelt. Donar, der Gewitter-Gott und Riesenschmied, war bei den Germanen auch Ehe-Gott, der seinen Hammer segnen gab. Der in der Gefangenschaft geborene Sohn Armins und Thusneldens, Thumell (Thumolous), hatte vermuthlich das Schicksal, den Römern als Gladiator zu dienen. Abkömmlinge der einst nach Italien gedungenen Kimbern (was wohl „Kämpfer“ bedeutete) verblieben dort als Söldner. Das „Hellige Eiland“ ist Helgoland. Aus runenbedeckten und umhergeworfenen Stäben weidjagte man bei unseren Vorfahren. Der Osning, wo der Teutoburger Wald liegt, trägt seinen Namen, gleich Osnabrück, von den Aßen, den germanischen Göttern. An den Extern-Steinen fand wohl deutscher Götterdienst statt, den die Römer durch ihren eigenen verdrängt haben werden, bis die Varus-Schlacht wieder die Wendung brachte. Der Licht-Gott Walder, dessen Gemahlin Nanna hieß, wurde durch den die Finsterniß bedeutenden blinden Höder, auf des bösen Loki Antrieß, mit dem Nibelungweibe erschossen, und dann von den Aßen im Feuer bestattet. Fladus (Blondhaar) nannten die Römer den in ihrem Heere gegen sein Vaterland kämpfenden Bruder des Befreiers Armin, der durch seine Verwandten den Tod fand. Am Ende aller Dinge nahmen die Germanen einen Weltbrand an, worauf eine Verjüngung der Erde folgen werde. In ihrer Zukunftsahnung sieht die in Italien gefangen gehaltene Gattin Armins die Goten und Longobarden über die Alpen herinkriechen, — so zu sagen als geschichtliche Raube. Infolge ihrer Stammes-Züge wurden die Longobarden von Wodan so geheißen, weil ihre Frauen in einer Schlacht, auf der Göttermutter Frea (Freia) Rath, die zum Sieg verhelfende Kriegslust anwandten, durch Umbindung des Sinnes mit ihrem wallenden Haar lange Bärte, also Männer, vorzustellen.

Einen Zug seh' ich kommen in fernen Zeiten,  
 Von der brausenden Donau, aus der Langbärte Landen,  
 Zu Ross und zu Wagen ein wandernd Heer  
 Wehrhafter Völker, über's Alpengebirg.  
 Sein Schildfang bringt Schrecken aufonischem Gesild;  
 Sein Schwert tilgt die Schmach von teutischem Volk.

Da seh' ich sinken Roms sieghafte Adler.  
 Die Wölfin verendet. Nun sterb' ich zufrieden.

Nachdruck verboten.

### Jugend-Kameraden.

Eine Novelle aus Norwegen von Kurt Segehand.

(Margarethe von Verpen.)

1. Tulla.

Die beiden Bloßhauer waren nur durch den Garten und den niedern Zaun von einander getrennt; in dem größeren, mit Veranden und Thürmchen geschmückten, wohnten Thors Eltern, in dem kleineren, mit wildem Wein bewachsenen, Bergliots Mutter. Die Hecke am Gitter schien an einer Stelle weniger voll und etwas schadhast, auch fehlte dort am Zaun eine Pflanze; das Gras war immer niedergedreten, und in der weichen Erde sah man die Abdrücke kleiner Sohlen. Morgens früh, zur Sommerzeit, raschelte es im Laube, und eine braune Kinderhand bog die überhängenden Zweige des Dornbusches zurück. Ein weißblonder Kopf schob sich durch die Oeffnung, und ein feines Stimmchen rief nach „Tulla“. Sie sah am Strande auf der Treppe des Badehauses und schnellte flache Steinchen in das Wasser. Auf ihrer blauen Schürze krochen die kleinen, schwarzen Krabben umher, die sie gefangen und über dem neuen Spiel vergessen hatte. Thor begrüßte seine Gespielin mit der Frage: „Was machst Du da?“, ging dann behutsam von Stein zu Stein in's Wasser, bis ihn die Wellen umspülten, und freute sich, wenn diese nach dem Vorübergehen eines Dampfes höher wogten und an die Pflanzen des Badehäuschens schlugen. War er des Umherlaufens unter den spitzen Muscheln und lautigen Riefeln müde, so suchte er sich einen Platz aus, den er nur mittelst haldbrecherischen Kletterns und kühner Glieder-Verrenkungen erreichen konnte, Tulla, die fogleich bestrebt war, ihm dahin zu folgen, mit den Worten wehrend: „Tulla, geh fort — Du bist zu klein!“

Eines Tages erschien der Gärtner und nagelte ein häßliches weißes Brett vor das Schlupfloch am Zaun. Tulla hatte den Reuchhusten bekommen, und Thor durfte nicht mehr zu ihr hinüber. Er sah sie nur ganz von Weitem, in einen rothen Shawl gehüllt, sich aus dem Fenster lehnen, und empfand jene Scheu, die Kinder vor Krankheiten zu haben pflegen. Als vier Wochen um waren, erhielten die beiden Gespielen die Erlaubniß, über den Zaun hinweg sich zu unterhalten, und Thor benützte dies, um zu ergründen, ob das Kranksein weh thue, oder nur Gelegenheit biete, von Allem das Beste und recht viele Geschenke zu bekommen. Tulla fühlte sich einmal im Leben um eine Erfahrung reicher, als er, und unterließ nicht, ihm gute Rathschläge mit auf den Weg zu geben.

„Ich habe schon eine verstauchte Hand gehabt“, verteidigte sich Thor, „und Du nicht, Tulla!“

„Reuchhusten ist schlimmer, ich hätte sterben können“, erwiderte sie wichtig.

„Ich auch!“ bestand Thor auf seinem Rechte.

„Eine verstauchte Hand — was ist das?“ warf Tulla verächtlich hin und stieß mit dem Fuß gegen das trennende Gitter, worauf ein Krach erfolgte, und Thors Stiefelabsatz in der Mitte des Brettes sichtbar wurde.

„Ich hasse kleine Mädchen!“ rief Thor drüben.

„Reinetwegen kannst Du das thun“, weinte Tulla hüben. Und damit fand das erste Stellbischen nach langer Verbannung ein schroffes Ende.

Bald bewies das Schlupfloch im Zaun, daß die Versöhnung stattgefunden, — im Herbst erst, als zwei große Wagen Thors und Tullas Familien in die Stadt geführt hatten, wuchs der Busch wieder zu und streckte vorwiegend seine dornigen Aeste in die Nachbargärten. Jedes Jahr wurde er etwas größer, und jedes Jahr jubelten die Kinder auf, wenn sie ihn wieder sahen. Unter seinen Zweigen konnten sie bald nicht mehr hindurchkriechen, — aber das war auch nicht nöthig; Thor war selbst so gewachsen, daß er mit einem Satz über das Gehege springen konnte, immer leichter, je mehr die Jahre gingen.

Am Tage vor ihrer und Thors Confirmation hatte Tulla zwei Sträuße von eben aufspringenden grünen Zweiglein des Buchsbes gewunden und Birkenreis mit Käpchen und Wäntchen dazwischen gesteckt; den einen stellte sie in ihr Zimmer in der Stadt, den anderen schickte sie Thor durch die Milchfrau, denn sie sah sich nicht mehr so oft, als früher. In der St. Johannes-Kirche, beim Unterricht saßen sie zwar einander schräg gegenüber, er auf der Seite der Knaben, sie auf der Bank der Mädchen; aber Beide fühlten zum ersten Mal, daß Etwas zwischen ihnen stände, daß er nicht zu ihr gehörte und sie nicht zu ihm. Er konnte sie nicht beobachten; die Strahlen der Frühlings-sonne wandelten so licht aus den hohen Fenstern über Altar und Bänke, daß sie ihn blendeten und er die Augen schließen mußte.

Am Palmsonntage wurden sie eingeseget. Es lag noch etwas Schnee in der Luft, doch auf den Wiesen und Gärten schimmerte es grün, und Tulla wanderte mit ihrer Mutter einsam den Schlosspark entlang. Thor war mit seinen Kameraden eigene Wege gegangen, die Eltern hatten ihm Freunde geladen und ihn reich beschenkt, und er fühlte sich als Mann, als eine Person, die den kleinen Jungen abgethan hat. Erst spät am Abend kam ihm der Gedanke, Tulla aufzusuchen. Er ging — auch das Laufen hatte er verlernt — durch die schwach erleuchteten Straßen bis an das große Mietshaus, wo Tullas Mutter ein halbes Stöckwerk inne hatte, klingelte kräftig und trat dann in den engen Vorplatz, der mit seinen Kleiderhaken und Wänteln ausah, wie alle anderen Tage im Jahr. Das Dienstmädchen öffnete, und Thor schritt in's Zimmer. Auf dem Tisch brannte eine Lampe mit rothem Schirm, und davor sah eine kleine, in Schwarz gehüllte Gestalt über ein Buch gebeugt

— er vermochte zuerst Tulla kaum zu erkennen in dem langen Kleide und den aufgesteckten, blonden Haaren. Fremd und verlegen standen sie sich gegenüber.

„Ich wollte nur sehen, wie es Dir geht, Tulla“, brachte Thor endlich hervor und rieb den Knopf seines neuen Stöckchens. Tulla erröthete und blieb stumm, doch ihre Mutter, die plötzlich zu Thors Schreck aus einem Winkel, wo sie bis jetzt gesessen, auftauchte, nahm für sie das Wort: „Nun seid Ihr Beide erwachsen; nun darf meine Tochter nicht mehr Tulla genannt werden, sondern Bergliot. Sie ist ein großes Mädchen von fünfzehn Jahren — es ist Zeit, daß wir die ‚Tulla‘ vergessen!“

Ja, das ist wahr! Nicht er allein war ein Anderer geworden, sondern auch seine kleine Spielgefährtin. Ein Unbehagen überkam ihn, und er mußte an den Dornbusch auf dem Lande und an den alten Zaun denken. Brennende Sehnsucht darnach ersafte sein Herz; er wußte nicht, daß es zugleich die Sehnsucht nach seiner Kinderzeit war. Die alte Dame befahl Bergliot, Wein und Kuchen zu bringen — den Vorhang zuziehen — Bergliot hier und Bergliot da — es schnürte Thor für den ganzen Abend die Kehlen zu, und er saß stumm auf dem Sopha, wünschend, sich mit dem Glockenschlag zehn entfernen zu können. „Gute Nacht . . . Bergliot!“ Ein Stein fiel ihm vom Herzen, als er es zum ersten Mal gesagt. Wie schwer war es!

Bergliot sah nie ohne eine kleine Arbeit im Garten auf dem Lande, und Thor ruberte und fischte den lieben, langen Tag. Wenn er jetzt herüberkam, sprang er auch nicht mehr über den Zaun, sondern er öffnete die Thür und ging auf geradem Wege in den Nachbargarten. Der Busch war so breit und hoch, daß Bergliot darunter auf einem Schemel sitzen konnte. Thor streckte sich neben sie in's Gras und zog den Hut quer über sein Gesicht: halb schlafend, halb wachend, hatte er stundenlang Zeit, darunter hervorzublinzeln und das feine, mattrosige Profil mit den großen, blauen Augen auswendig zu lernen. Die kühle Reinheit ihres Ausdrucks seßelte ihn, er wußte selbst nicht warum, und doch wünschte er oft, sie möge glühender, lebendiger werden. Sonntags forderte er sie auf, mit ihm zu rudern, und stellte sie seinen Bekannten als seine ‚Freundin‘ vor. Sie setzte sich neben ihn, sprach meist mit ihm, und die Anderen hielten sich fern. Sie hatte ihren Freund, und der sollte für sie sorgen. Der Eine, Dunkle nur, der lässig am Steuer saß, betrachtete unter zusammengefalteten Brauen unverwandt Bergliots schlankte Gestalt. Erst das Gesicht — dann die Hände — die Füße — die Haare — und wenn er fertig war, fing er von Neuem an.

„Ragnwald! Achte auf das Steuer“, rief Thor ihm zu. Das Boot schwankte, und Bergliot schlug die Augen zu dem Unnachthamen auf. Der frische Wind spielte mit den Wellen und Thor löste die Segel. „Müde nach rechts, Bergliot! Was machst Du da, Ragnwald . . . Achtung!“ Das Boot schob schräg auf dem Wasser liegend, dicht am Riff vorbei; ein Regen kalter Tropfen spritzte über Bord in die heißen Gesicht der Segelenden. Ragnwald packte das Steuer, daß er träumend losgelassen, und machte eine hastige Wendung.

„Läß mich an's Steuer, Ragnwald“, sagte Thor ärgerlich, indem er sich von Bergliots Seite erhob, „sehe Dich dorthin!“

Der lange, schlankte Jüngling stand vorsichtig auf — Bergliot bewunderte die herrliche, geschmeidige Gestalt — und ließ sich auf Thors Platz nieder. Dabei bebten seine Lippen unmerklich. „Sind Sie — Ragnwald?“ fragte Bergliot halb schüchtern.

„Ja!“ erwiderte er mit einem wunderbaren Lächeln, das in seinen Augen aufdämmerte, während der Mund ernst blieb. „Sie sind wohl nicht sehr geübt im Steuern?“ fuhr Bergliot fort.

„O doch, so ziemlich. Es kommt darauf an.“

„Thor versteht gut, das Steuer zu handhaben.“

Wieder flog jenes seltsame Lächeln über Ragnwalds Züge, als er Thors Gesicht, das mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Meer gerichtet war, mit Blicken streifte. „Sie sind sehr von ihm eingenommen, nicht wahr?“

„Er ist mein Freund.“

„Ihr — Gespielen“, sagte Ragnwald rasch.

„Nun ja — ich denke, das ist dasselbe.“

„Nicht ganz, o nein! Fräulein . . .?“ Er beugte sich fragend ihr zu.

„Bergliot“, flüsterte sie verwirrt.

„Bergliot! Ein altnordischer Name. Kennen Sie das Lied von Bergliot?“

„Ein Lied?“ Bergliots Augen funkelten plötzlich. Ragnwald summte mit tiefer Stimme eine eigenartig unshöne Melodie, und Bergliot ließ träumend die Lider wieder sinken.

„Glauben Sie, daß ein Freund das Beste ist, was man in der Welt haben kann?“ fragte Ragnwald.

„Das Beste“, wiederholte Bergliot summend, „ja, ich glaube es!“

„Fröhen Bergliot . . .“ Ragnwalds Haupt sank immer tiefer.

„Darf ich Ihr Freund sein?“

„Mein . . .“ erschreckt sah sie auf Thor. „Ich habe schon einen Freund. Thor . . .“

„Das ist etwas ganz, ganz Anderes. Ihr Freund, wie Thor es ist, will ich nicht sein . . . und, Bergliot, es giebt doch noch etwas Besseres auf der Welt, als einen Freund.“

„Aber Thor und ich . . .“

„Thor behandelt Sie wie ein Kind. Ahnen Sie denn nicht, daß Sie mehr sind?“

Bergliots Sterne suchten unruhig ihres Gespielen Blick. Dann blieben sie in Ragnwalds hasten. „Ich verstehe nicht, was Sie meinen?“

„Kind — süßes Kind!“ flüsterte Ragnwald hingerissen.

„Bleib!“

Unwillkürlich war sie von ihm gerückt. Ihr Kopf wirkelte.

Hüßlos gehorchte sie — ließ sich von seiner Hand, die heimlich die ihre gesucht hatte, wieder an seine Seite ziehen.

Das Boot wandte sich dem Ufer zu — Bergliot entstieg ihm, wie im Traume, sagte Ragnwald Lebewohl und ging mit Thor nach Hause. Thor hatte Ragnwalds letzte Worte „da geht sie — das süße Geschöpf —“ vernommen. Daraufhin hatte er Bergliot noch nie angesehen. Er nahm das Mädchen scharf in Augenschein; er prüfte ihr Gesicht auf die Schönheit hin . . .

Bergliot musterte ihn ihrerseits. Er erschien ihr heute in einem neuen Lichte. Das Wort „Freund“, so oft und von Ragnwalds Lippen ausgesprochen, hatte ihr zu denken gegeben. So begegneten sich die Augen der beiden Jugendgespielen, und sie schrakten darob zusammen. Die alte Kinderzeit stieg vor Thors Geist auf, und er flüsterte den halb vergessenen Rufnamen, den er lange nicht über die Lippen gebracht: „Tulla!“



Kindtaufe auf dem Lande. Nach dem Bilde von G. Zinatelli. — Siehe Seite 96.

„Kenne mich nicht so!“ Klang es zurück, — täuschte Thor sich oder war der Ton gereizt? — „ich bin kein Kind mehr, Thor!“

Das Blut schoß ihm in die Wangen. „Ich merke es wohl,“ antwortete er bitter, „Du bist eine Dame — und eine schöne Dame, . . . ein süßes Geschöpf! Guten Abend!“

Bergliot zog die Augenbrauen zusammen, als ob sie Schmerzen hätte; pfui, wie häßlich sagte er das . . . das Wort süß, das gleich einer weichen Melodie in ihr nachgetönt hatte. Thors Stimme . . . ja, sie suchte fortwährend, sie zu vergessen und dagegen Ragnwalds gedämpften Baryton festzuhalten, ihn mit dürrigem Ohr und Herzen zu bannen! Ein Empfinden von Aerger gegen Thor konnte sie sobald nicht überwinden, und als er kam und ging, wie immer, behandelte sie ihn mit einer gewissen rücksichtslosen Familiarität, gleichsam als wolle sie ihr geschwisterliches Verhältnis betonen. Jeder Duff, jeder Schleier war davon genommen, und der Zauber gewichen . . . bei ihr. Tulla war auf immer in fernem Nebeln geschwunden.

## 2. Bergliot.

Durch die Straßen der Stadt rollte der geschlossene Halbwagen auf unsauberem Pflaster, sobald der halbgeschmolzene, mit Erde vermischte Schnee nach allen Seiten hin spritzte. Bergliots Augen sahen zum Fenster hinaus und schienen die Straße, die der Braune noch zurückzulegen hatte, mit Ungeduld zu überspringen. Ein weißer Schwanendelz bedeckte ihr leichtes Ballkleid, und der lockige Kopf mit den Blumen hob sich edel daraus hervor. Neben ihr saß Thor, der sie, norwegischer Sitte gemäß, zum Ball abgeholt hatte, und träumte ziemlich trübe vor sich hin. „Da sind wir ja,“ sagte er zerstreut, als der Wagen hielt, einige Schritte fuhr und wieder hielt. Die Fufe der Pferde klapperten auf den Steinen der Einfahrt, durch das offene Portal strömte Licht und Wärme, und ein Livrée-Bedienter riß den Schlag auf. Bergliot raffte die Schleppe, sah sich halb nach Thor um und stieg die wenigen, teppichbelegten Stufen hinan in das Damenzimmer. Rosa, grüne und weiße Seidengewänder stümmerten und raschelten und wogten in ewigem Wechsel durch einander, Gesichtsmal bligte, und bunte Gestalten umdrängten die hohen Spiegel. Bergliot betupfte ihre Stirnlöcherchen und steckte den Rosenstrauß vor — Thor wartete unterdessen im Vorgemach mit den übrigen Herren, die sich nicht entschließen konnten, schon jetzt in den Tanzsaal zu gehen und reihenweise, die kommenden Damen müßternd, an der Wand standen. Hier wurde nur geflüstert.

Thor und Bergliot machten sich ein Zeichen und traten dann in den Saal. „Gib mir den ersten Walzer!“

„Gewiß, wie immer,“ sagte Bergliot, indem sie ihm ihre Tanzkarte reichte, ohne ihn anzusehen.

„Wie immer — ja! Mein Pflichttheil,“ erwiderte Thor. Sie vernahm seine Worte nicht. Ihre Blicke weichen auf einer bestimmten Stelle. Die blauen Sterne hatten wieder jenen gefährlichen, verlockenden Glanz, der ihrem Gesicht das Sirenenhafte verlieh. Funken auf Funken blühten darin auf, als wolle sie ihr Opfer bannen, verderben, zu sich ziehen und vernichten . . . doch umsonst. Der dunkle, hochgewachsene Mann am anderen Ende des Saales bemerkte sie nicht und sah gleichgültig in das Gewirr vor ihm. Jetzt rührte er sich — Bergliot erlebte — und bat eine Dame um einen Tanz. Langsam Schritte ging er hierhin und dorthin — Bergliot fühlte ihren Athem stoben. Ihre eigene Karte wanderte von Hand zu Hand. Nun hatte sie nur noch einen Tanz übrig . . . „ich — ich bin verjaagt,“ hauchte sie mehr, als sie sagte, dem Leuten entgegen, der sie darum bat, und hielt die Karte fest an die Brust gedrückt. Die Musiker stimmten ihre Instrumente, die Paare ordneten sich . . . er kam nicht! Nein, er kam nicht! Bergliots Augen sprühten . . .

„Hast Du nicht — einen Tanz mehr für mich, außer dem gewohnten Walzer?“ fragte Thors bekannte Stimme an ihrer Seite, und wieder erlebte sie: „Ja — den Cotillon.“ Thor zeichnete seinen Namen ein: „Ich danke Dir, o, ich danke Dir!“ und Bergliot riß ihm die Karte aus der Hand, funkelte ihn fast gehässig an und wandte sich ab.

Sie tanzte; sie schwebte unter den Kronleuchtern auf dem glatten Parkett dahin und lachte und plauderte. Dann und wann sprach sie lauter, wenn sie in die Nähe des Mannes kam, der dort an der Thür lehnte. Nun ging sie an ihm vorbei, und wieder richtete sich ihr Blick mit gewaltfamer Gluth auf ihn. Langsam hob er die Lider — und sah sie an, ohne Erstaunen und Bewegung. Er hatte sie erkannt. Bergliot blieb stehen; sie fühlte, daß es Unrecht war, aber sie konnte es nicht lassen.

„Fröken Bergliot — einen Tanz!“

Sie schüttelte den Kopf: „Ich kann nicht . . .“

„Ist Ihr — Freund hier?“

„Ja!“

„Hat er nicht — kann er nicht —“

„Den Cotillon!“ sagte sie und biß sich auf die Lippen.

„Ich habe leider schon eine andere Dame darum gebeten,“ sagte Ragnwald, „aber darf ich Sie nach Hause fahren?“

„Thor . . .!“

„Thor wird das thun, wollen Sie sagen, nicht wahr? Wenn ich aber —“

„Selbst wenn Thor nicht wäre, mit Ihnen — nein!“

„Warum nicht? Fröken Bergliot!“ Lebend näherte er sich ihr.

„Niemals. Thor ist mein Freund, es kommt mir so natürlich vor, daß ich überall mit ihm hingehe. Sie . . .“

Erstöhnend sah sie zu ihm auf. Wie würde sie auf ein samer Fahrt neben ihm zu sitzen vermögen, wie seine Stimme hören, sein Auge sehen, allein mit ihm sein können? Ragnwald ahnte, nein, sah mit einem Male, was in ihr vorging.

„Ich will Sie nie wieder darum bitten, Fröken,“ sagte er leise und tief. „Zürnen Sie mir?“

Ragnwald sprach selten, ohne mit einer Frage zu enden, die er stets mit besonders weichem Tonsfall an sein Gegenüber richtete — eine Antwort schien er nicht zu begehren, denn er fuhr schnell fort: „Sie müssen gehen? Nun, ich hoffe . . .“

er wußte selbst nicht recht, was er hoffte, und Bergliot war ihm, wie ein Schlänglein, entschlüpft. Sie stieß fast mit Thor zusammen, der bleich und verstört ihr entgegentrat.

„Bergliot, was machtest Du da so lange? O, Ragnwald!“

„Ich bin's, Freund Thor!“ — War er ihr nachgegangen? Bergliot war verwundert, ihn zu sehen.

„Na, ha, ich dachte es mir! Ein schöner Abend,“ sagte Thor gezwungen.

„Ich wollte, es wäre vorbei,“ sagte Ragnwald.

„Ich auch,“ murmelte das junge Mädchen gedankenlos.

„Willst Du nach Hause? Oder —“ und Thors Stimme

zitterte ein wenig — begleitet und Ragnwald?

„Nein, nein,“ wehrte sie ab, „ich will mit Dir allein sein!“

„Allein — mit mir?“ fragte er mißtrauisch. „Wir machen ja morgen die Fahrt in's Gebirge!“

„Richtig . . . das hat's ich ganz vergessen.“

„Fröken — Sie sehen blaß aus. Sie sollten wirklich heimfahren.“

„Komm, Bergliot!“

Sie widersprach nicht mehr und suchte mit Hilfe der beiden Herren ihre Sachen aus dem Chaos hervor. Ragnwald hielt den weißen Pelz mit geöffneten Armen über sie und wollte sie hineinwickeln, aber sie judte zusammen und bat: „Bitte, . . .“

„Thor!“ Ihr Freund schlug das Tuch um ihre Loden, hielt

hücker, Karte und Blumen, während sie den Mantel zuknöpfte; Ragnwald stand daneben mit leeren Händen und — lächelte.

Er war es, der die Haustür öffnete und den Wagen herbeiholte. Die eifige Luft schlug Bergliot entgegen, und sie begann zu fröheln und zu zittern.

„Danke Ihnen,“ vermochte sie noch zu flüstern und stützte sich beim Einsteigen auf Thors Arm.

„Auf Wiedersehen!“

Thor machte den Schlag zu, und die Pferde zogen an.

Ragnwalds Gestalt stand unbeweglich und dunkel an der Thür, bis der Wagen verschwand.

Bergliot starrte wieder zum Fenster hinaus, ohne etwas

Anderes als finstere Häusermassen und trübe Laternen zu bemerken, oder einen verspäteten Wanderer, der, die Hände in den Rocktaschen, über die Straße eilte. Hätte man sie gefragt, sie hätte nicht gewußt, was sie gesehen, so weit, weit fort waren ihre Gedanken.

Thor dagegen erinnerte sich später auf Jahre hinaus jeder Laterne, jedes Baumes, der in dieser Nacht an ihm vorübergehuhit.

„Bergliot,“ sagte er plötzlich laut, „warum warst Du so steif und kühl in Deinem Benehmen gegen Ragnwald?“ —

Keine Antwort. — „Du bist anders gegen ihn, als gegen mich.“

„Das ist auch etwas Anderes.“

„Gewiß — das hast Du mir gezeigt. Ich bin nur Dein Freund, das ist's!“

„Thor! Zwischen Ragnwald und Dir ist kein Vergleich möglich.“

„Nein, Bergliot, Du hast Recht. Wir haben ja zusammen gespielt und sind zusammen Kinder gewesen —“

„Und ist es nicht natürlich, daß ich Dich mit anderen Augen ansehe, als — ihn?“ warf sie sanft ein.

„Bergliot — höre, ich wollte, Du wärest gegen mich stolz und zurückhaltend,“ rief er leidenschaftlich, „o — Tulla!“

Mit einer heftigen Bewegung legte er seinen Arm um sie.

„Welcher Gedanke!“ sprach sie verwundert, „Du, Thor?“

„Ragnwald hat es Dir angethan,“ Thors Arm löste sich —

„Bergliot, sage es mir!“

„Thor!“

„Ja, ich hätte mir das denken können — mich kennst Du so lange und ihn hast Du zwei Mal gesehen — das mußte so kommen!“

„Thor, Du bist krank oder böse auf mich. Oder, Gott im Himmel, hast Du geglaubt . . .“

„Nein, Bergliot, Nichts habe ich geglaubt. Aber ich spiele eine jammervolle Rolle. Als Dein Freund habe ich Liebes und Gutes von Dir empfangen, als Dein Freund habe ich

Freud und Leid mit Dir getheilt und Dich gefannt, wie kein Anderer. Nun kommt ein Fremder — und der zahme, brave

Freund, der Träger von Tadeln und Paketen, der Begleiter auf Bälle und Gesellschaften ist bei Seite geschoben, wie damals Dein lieber, alter Kame, wie Tulla!“

Bergliot sah, starr vor Angst, seinen Arm. „Hast Du es je anders erwartet, Thor?“ rief sie.

„Nein, niemals. Ich habe an den Fall nie gedacht. Aber . . . nun, da Ragnwald . . .“

„Läßt mich für Dich, Tulla, bleiben,“ bat Bergliot, „Du darfst mich so nennen!“

„Nie wieder! Bergliot, zum Freund muß man geschaffen sein. Hier in Norwegen hat jedes Mädchen ihren Freund. Aber ich bin nicht dazu geboren. Wir Beide müssen uns trennen.“

„Thor, ich will Dich nicht verlieren,“ schluchzte Bergliot.

„Ragnwald und ich dürfen uns nicht mehr treffen,“ erwiderte er düster. „Er oder ich — also ohne Frage Er.“

„Thor, Thor, Deine Freundschaft war falsch, wenn Du das kannst!“

„Ja, schilt mich — aber ich gehe fort von hier, wo zwei Menschen tagaus tagein bei einander sind — sich Du nennen — vertraulich verkehren, wie Brautleute fast, um endlich doch zu entdecken, daß sie sich Nichts gewesen — ich will in ein Land gehen, wo es solche Freundschaften nicht giebt!“

„Und Du wirst arm sein,“ vollendete Bergliot leise.

„Armer, als ich bin, kann ich nicht werden. Ich glaube, der Wagen hält.“

Sie schien betäubt und erstaunt. Sie waren am Ziel — vor Bergliots Haus. Eine Laterne brannte davor, sonst war Alles wie todt. Thor öffnete die Pforte mit dem Schlüssel, den Bergliot am Nachmittage ihm gegeben, und Beide standen im kalten Regen, den ein unangenehmer Wind ihnen in's Gesicht peitschte. Noch einmal jagten sich die Gedanken in der Seele des Mädchens, und sie erkannte, wie viel sie aufgab — doch Ragnwalds Bild war ihr theuer. Es mußte sein.

„Gute Nacht, Thor!“ Diesmal reichte sie ihm nicht die Hand.

„Lebewohl, Bergliot, sei froh und glücklich!“ Thor bestieg den Wagen, und dieser rasselte von dannen. Sie stand noch immer auf der Straße, die Thürklinke in der Hand. Sie war so wach und nüchtern, um Nichts in der Welt hätte sie zur Ruhe gehen mögen, und dort fuhrten auch noch andere Wagen, — viele, viele, — sie trat etwas zurück.

Ein offener Einpänner mit Ponys, den ein einzelner Herr fuhr, fesselte ihre Aufmerksamkeit. Plötzlich machte er Halt mitten auf der Straße; die hohe Gestalt sprang zu Boden, kam auf das Mädchen zu. Ein tiefer Schreck erschütterte sie.

„Bergliot, was machen Sie hier draußen . . . fehlt Ihnen

Etwas?“

„Nein! Ich — sah nur Thor nach.“

„Sie haben Thor nach! Ist er Ihnen so theuer, daß Sie im Regen stehen bleiben, um ihn nachzusehen?“

„Er — ist mir nicht theuer,“ murmelte sie schwach. „Doch was rede ich?“

„Sie sind gewiß krank,“ sagte er mitleidig. „Kann ich Ihnen nicht helfen?“ Ein Etwas in seinem Ton berührte sie eigentümlich.

„Niemand kann mir helfen,“ sprach sie mit mühsam zurückgebrängter Leidenschaft.

„Das thut mir sehr leid, Fröken Bergliot,“ versicherte er. „Ihr Freund Thor hätte Sie besser hüten sollen.“

„Thor! Warum nennen Sie ihn immer?“

„Nun, weil er das beneidenswerthe Los hat, Ihr Freund zu sein . . . und Sie ihm nachsehen bis jetzt — aber darf ich Sie nicht hinaufgeleiten? Nein?“

„Kengliche Verlegenheit, ein Hauch von Mitleid und Vorsicht lagen in seinen Mienen und Worten. Sogar ein Anflug von — Neid.“

Bergliots Augen richteten sich mit dem Sirenenblick auf ihn: „Ich gehe — und allein. Wir sehen uns so bald nicht wieder, meine Mutter und ich fahren schon nächsten Monat auf's Land.“

„Ah, wirklich, — das bedaure ich! Vielleicht habe ich noch einmal das Vergnügen. Erlauben Sie . . .“

Bergliot schloß die Haustür und setzte sich, sobald sie allein war, auf die dunkle Treppe. Träume und Hoffnungen, Hirngespinnne und Thorheiten waren verschwunden, und ihre Seele so kahl und öde, wie eine Haide im Morgengrauen. Sie hatte mit sich spielen lassen. Er war auf seiner Hut gewesen, weil er gemerkt hatte, daß . . . Bergliot versteckte das Gesicht in die Hände und schluchzte vor verletztem Stolz. Was war das Gefühl, nun auch Thor verloren zu haben, dagegen?

Wie und wann sie in ihr Zimmer kam, wußte sie nicht. Am anderen Morgen fand sie sich im Ballkleide auf dem Bette liegend. Frische Luft! schrie es in ihr — die Sonne schien hell — unentdeckt verließ sie das Haus.

Zwei Stunden später stand sie vor dem lieben, alten Dornbusch am Zaun auf dem Lande. Er war noch kahl und braun, und sie verlegte sich die Finger an den Dornen. Der Erdgeruch der ersten Frühlingstage strömte ihr entgegen; hier und da lag noch ein welkes Blatt vom vergangenen Herbst, das der Winter geschont, doch auch um dies sprossenen frische, grüne Grashalmchen, und die Sonne bahnte sich Weg bis in die dunkelsten Winkel.

Körper und Seele mußten gesunden in der kräftigen, herben Luft, und Bergliot sog mit tiefen Athemzügen den kühlen Hauch ein. Die Schwüle des Ballsaales, der Winterzauber und die Treibhausblumen, die sie getragen — sie wollte Alles vergessen!

Das Meer schlug gleichmäßig und ruhig an das Gestade, und sie hörte, wie das Wasser über die Kiesel spülte und zurüchging. Es klang wie der Laut menschlicher Schritte auf dem Kies. Sie schreckte auf: Waren das noch immer die Wellen, oder — ging Jemand im Nachbargarten? Hastig verbarg sie sich unter der Hecke. Thor! Sie hätte sich das denken können. Er kam und beugte sich über den Dornbusch. Wie, wenn sie mit ihm redete? Doch ihre Niederlage über die Lippen bringen, das vermochte Bergliot nicht. Sie drückte sich, so fest sie konnte, gegen den Zaun und hielt den Athem an, fürchtend, das Klopfen ihres Herzens würde sie verrathen. Konnte sie doch deutlich seine Athemzüge vernehmen — so deutlich, daß es sie erschreckte.

Thor brach ein Dornenzweiglein und verbarg es in der weiten Rocktasche: „Bergliot und Ragnwald will ich vergessen und denken will ich an Tulla,“ sagte er halblaut dazu. „Ich war ein Narr und habe mich hineinsetzen lassen, ihr das zu zeigen. Mein Stolz ist tief verletzt — und dies ist noch ein Glück; denn Nichts tödtet rascher die Liebe, als verletzter Stolz.“

Das Mädchen preßte beide Hände an die Ohren: O, wäre ich zehn Meilen entfernt, um das nicht mit anhören zu müssen! Hatte er nicht recht? Und doch hieß der Schmerz ihrer Seele nicht Thor — sondern Ragnwald! Sie war ein ganz schwaches Geschöpf . . . sie verachtete sich selbst.

Bergliot stand regungslos am Zaun, während Thor sich entfernte und zum letzten Mal so, daß sie's hörte, den alten Kindernamen aussprach: „Tulla! . . .“

## 3. Thor.

Die Wellen des Skagerrak schlugen stoßweise an die Schiffswände, und der „Kongen“ hob und senkte sich majestätisch auf den Wogen. Eine frühe Septembertbrise hauchte die am Großtopp gehißte norwegische Flagge, und die wenigen Fahrgäste, die dem Winde trotzten, gingen, um sich zu erwärmen, auf Deck hin und her. Die Sonne war eben blutroth in's Meer getaucht, goldene Spuren hinterlassend, am Horizont leuchteten die Segel einer Bark, und ganz fern glänzte es mattblau: die schwedische Küste.

Schon seit nahezu einer Stunde saß auf einem der Klappstühle nachlässig hingestreckt ein großer, schlanker Herr mit dunkeln Haaren; der Kragen seines Ueberziehers war in die Höhe geschlagen, und seine Hände steckten in den Taschen. Er bewegte den Fuß nach dem Takte des Tam-tam der Maschine.

Nicht weit von ihm lehnte ein junger, blonder Mann am Geländer und sah, den Kopf in die Hand gestützt, so unverwandt in die schäumende grüne Tiefe, als wolle er auf den Grund des Meeres blicken.

Einige Male schon hatte der dunkle Herr in der zunehmenden Finsterniß gespannt zu ihm hingesehen und vergebens seine Augen angeengt; das Gesicht des Träumenden blieb ihm abgewandt. Ein feuchter Nebel lagerte sich nach und nach über das Wasser, und als der Schiffsjunge mit der Laterne vorüberging, schimmerte ihr Licht nur schwach röthlich . . . der Blonde trat vom Geländer fort und stand seinem Beobachter nun gegenüber. Dieser lächelte — ein seltsames Lächeln der Augen — erhob sich und küßte den Hut: „Ich habe mich nicht getäuscht — Thor!“

„Ragnwald!“ Der Andere machte eine Bewegung des Erstaunens und zog seinen Bekannten in das Bereich eines Windlichtes. „Wie in aller Welt kommst Du hierher?“

„So wie Du!“ lachte Ragnwald. „Ich habe eine Reise in's Ausland gemacht und kehre nun an die heimischen Gestade zurück. Wo übrigens bist Du gewesen?“

Thor, den die Kälte etwas bleich gefärbt hatte, begab sich wieder in den Schatten und starrte auf das Meer, das nun wie eine dunkle, wogende Masse vor ihnen lag. „In Deutschland. Und Du, Ragnwald — wo ist . . .“ Thor sah sich suchend um. Ragnwald sumnte eine Melodie, ohne Thors fragende Augen zu beachten, und setzte sich auf seinen Stuhl.

„Es wird sich in den letzten anderthalb Jahren Ranchés

geändert haben," sprach Thor mit derselben bedeckten Stimme weiter. "Ich bin lange ohne Nachricht geblieben."

"Was thut das, wenn man glücklich ist?" scherzte der Andere und streckte sich behaglich. "Ja, Thor..." er unterbrach sich, denn sein Nachbar hatte eine heftige Wendung nach links gemacht.

"Du hast recht, Ragnwald," flüsterte er. "Es freut mich, daß Du so — so redest... wo ist sie? Ich habe mir gleich denken können..."

"Was meinst Du?" fragte Ragnwald und ließ vor Erstaunen seine Cigarette sinken. "Wer, sie? Von wem sprichst Du?"

Thor lachte leicht auf und blickte in den sternlosen Himmel. "Sagtest Du nicht von Glück?"

"Ich erinnere mich, gesagt zu haben, daß Du in Deinem Glück Nachrichten von zu Hause kaum vermist haben wirst." Thor schüttelte den Kopf: "Ich begreife nicht."

"Nun, ich will Dich nicht weiter stören, Thor," lachte Ragnwald. "Ich kann Dir nachfühlen, daß Du nicht gern davon redest. Aber grüße sie von mir. Wenn sie ebenso anmüthig und... süß geblieben ist, wie sie war..."

"Ragnwald, Du träumst," sagte Thor ruhig. "Es wird fall. Auf Wiedersehen! Empfiehl mich Deiner Frau."

Ragnwald schob in die Höhe — nun hatte er verstanden. "Wem? Thor, Du hast Dir doch nicht eingebildet, daß ich mit Bergliot — eine kleine, harmlose Schwärmerin — außerdem war sie ja, um sich so auszudrücken, Dein Eigenthum! Mich brauchst Du nicht zu fürchten; ich will Dir nicht im Wege stehen!"

Thor rührte sich nicht. Eine gefährliche Stimmung war über ihn gekommen. Ragnwald fuhr kurz auflachend fort: "Der Scherz ist gut! Ich dachte wahrhaftig, Du seist mit ihr an Bord! Was machst Du für ein sonderbares Gesicht?"

"Ragnwald, Du hast Dich Bergliot in auffallender Weise genähert, als eine harmlose Schwärmerin es zuließe!"

"Ha, ha," lachte Ragnwald, "daselbe kannst Du von Dir sagen. Hat man sie je ohne Dich gesehen?"

Thors ganzer Körper bebte, wie im Fieber. "Erlaube, Ragnwald! Ich war ihr Gespieler, ihr Freund!" Er wollte mehr sagen, doch blitzartig durchzuckte ihn der Gedanke, daß er Bergliot keinen Dienst erwiese, wenn er diesem Mann durch Vornahme verriethe, wie sie unter seiner Vernachlässigung gelitten. Er brach das Gespräch ab und wünschte dem kühl und verlegen blickenden Ragnwald fremd und förmlich gute Nacht. Dieser zog sich unter schicklichem Vorwand in die Cajüte zurück, Jener stand wie vorher am Geländer und träumte in die See hinab.

"Ich habe es verwunden," dachte Thor, "ich bin frei — ob sie noch leidet?" — Ob sie noch leidet — rauschten die Wellen und sang der Wind. Diese Worte, die er immer wiederholte, schlüßerten ihn ein. Müde streckte er sich auf eine der harten, hölzernen Bänke auf Deck. Da er geschlafen oder nicht, dessen konnte er sich nicht entsinnen, als das dumpfe Dröhnen des Nebelhornes ihn weckte. Das Schiff ruhte auf der Fluth, und im Morgennebel erkannte er niedere Felsriffe und kleine schmucklose Häuser — die Stadt Horten am Eingange des Christiania-Fjords.

Der Himmel war einfarbig trübe, und die See todtenstill — eine glatte, stahlgraue Fläche. Ein Boot mit Reisenden glitt zum Ufer hin, dann wühlte die Schraube weißen Schaum auf, und der "Kongen" setzte sich langsam in Bewegung. Und langsam durchschritt er die Wasserstraße zwischen den schroff abfallenden Schären, die, nur mit niedrigen Tannen bewachsen, sich im Fjord spiegelten.

Thor saß geduldig auf einem großen, schwarzen Anker; er sah die Felsen höher, die Ufer grüner werden, die unzähligen Inseln und die Fischerhütten darauf — die Festung Raholm und die Holzhäuser von Dröbak. Er wünschte, seine Einfahrt in Kong Christians alte Stadt wäre etwas sonniger und lieblicher gewesen. So aber, wie es war, erinnerte er sich nur der trüben Stunden, die er dort verlebte, des Schwersen, das ihn in ihren Mauern betrafen. Wie ein Stein legte es sich ihm auf die Brust, und je mehr er dagegen ankämpfte, desto schwerer lastete das unbegreifliche, unbekannte Leid auf ihm. Nebel verhüllten Christianias Häuser, nur die Thürme der Seite Adershus dämmerten schwach daraus hervor.

In den Werkstätten der Fabriken am Hafen lärmt, poltert und hämmerte es ohrenbetäubend, und endlich sah Thor, daß der "Kongen" anlegte. Ein Strom von Menschen ergoß sich in das Schiff, Andere wollten es unter Stoßen und Schreien verlassen. Thor stand auf der Straße.

Die Duse des müden Miethspferdes klapperten auf dem Pflaster — eine Uhr schlug elf. Thor sah die Läden und Häuser und Menschen, Alles so bekannt, an sich vorüberziehen und athmete nur tiefer, als sie in die enge Straße einbogen, wo Bergliot und ihre Mutter dasselbe Haus bewohnten, wie vor Jahren bei seiner und ihrer Confirmation. Die Läden waren geschlossen, und Thor mußte oft klingeln, ehe eine alte Frau mit einem Besen in der Hand und recht unsauberem Aufzuge die Thür öffnete. Zagend fragte er nach Bergliot und deren Mutter.

"Sind verreist," lautete die kurze Antwort, und die Frau machte Miene ihr Reinigungswert an den Treppen fortzusetzen. —

"Dali!" rief Thor fast gebieterisch. "Sagen Sie mir, wohin?"

"Weiß nicht." "Aber Sie werden doch irgend eine Adresse hinterlassen haben?"

"Ja — das könnte sein — in Deutschland ist es, soviel ich weiß."

"In Deutschland!" Thors Herz stand still bei dem Gedanken. "Ist das schon lange her?" fragte er weiter.

"Weiß nicht..." die Frau schlug die Thür zu. Da stand er nun allein auf der Straße und wußte keinen Rath. Ihr Haus auf dem Lande war seine letzte Hoffnung. Ohne Verzug löste er eine Karte und fuhr hinaus.

Mit kloppendem Herzen betrat er sein Eigenthum, das Bergliots benachbart war und schritt auf den alten, lieben Jaun zu. Was war das...? Er beschattete die Augen mit der Hand und nahm all' seine Kraft zusammen, um nicht von Schwindel erfaßt zu werden: der Jaun war verschwunden — statt seiner war eine hohe Mauer errichtet, auf der Glasplättchen und Flaischenstücken angebracht waren; hoch und steif versperrte sie ihm den Weg. An der Stelle, wo der Dornbusch gestanden, entragte ein niedriger Stumpf dem Erdboden; man hatte ihn beim Errichten der Mauer umgeschlagen. Thor konnte nicht

lassen, daß er wache und daß seine Augen ihn nicht täuschten; er berührte den kalten Stein, die kaum vernarbte Schnittflache am Stumpf und sah sich wie häffelnd um, ob nicht etwa Tullas leichte, freundliche Gestalt seinen Zweifeln ihn entrisse... doch er war allein. Seine Jugendfreundin kam nicht, ihn zu trösten.

Mit unsicheren Schritten verließ Thor seinen Garten und begab sich von der Straße aus an die Pforte von Bergliots Villa. Die Weinreben umrankten noch immer die braunen Holzwände, auch im Hof hatte sich Nichts verändert; aber an dem Fenster, das zu Bergliots Kammer gehörte, schwanke zwischen grünen Zweigen des wilden Weins eine große Pappelfel mit der Aufschrift: "Zu verkaufen."

Thor starrte die Buchstaben an, ohne den Blick davon zu wenden. Er konnte es nicht hindern, daß der Schmerz, der ihn seit heute früh zu erücken drohte, in einem tiefen Stöhnen sich Luft machte... und daß seine Lippen nur Ein Wort immer wiederholten: "Vorbei!" Er hatte anderthalb Jahre gebraucht, um sein Herz Verzicht zu lehren, um in ihr, die ihm Alles gewesen, nur die Gespielin seiner Kindheit zu sehen... und nun, da er endlich Sieger über sich geworden, war es zu spät! Milde Wehmuth verklärte sein Gesicht: er weinte nicht um die Geliebte, er weinte um seinen Jugend-Kameraden.

Für ihn war sie verschollen; er konnte und durfte ihr nicht mehr nachforschen.

Um den alten Busch war es ihm leid. Noch lange stand er an der leeren Stelle und betrachtete den Stumpf. Ein feiner Schößling, zart und grün, hatte die dortige Rinde gesprengt... vielleicht gedieh das Zweiglein und wurde groß, und vielleicht schmiegte es sich nach Jahren ebenso eng an die hohe Mauer, wie damals an den Jaun.

Aber die Nachbars-Kinder konnten nicht mehr hinüber und herüber: die spitzen Scherben und Splitter hinderten sie daran.

Nachdruck verboten.

### Blumen-Plauderei.

Von Wolfgang Kirchbach.

**A**uch die Bäume und die Blumen sind dem Wechsel der Mode unterworfen, meine verehrten Damen. Die geliebte Obibaum-Blüthe steht wieder in voller Pracht, in Frankens und Schwabens, am Rhein und an der Elbe wird sie alle Hügel und Berge mit neuen Gewändern überkleidet. Winter war's. Schnee deckte weit und breit die Wälder und Gärten; da trugen alle Bäume ihre weißen Hermelin-Felze und die weichen Pelzmützen; ganz hatten sie ihre Arme eingemummelt in die behaglichen, wärmenden Schneecärmler, die mit dicken Aermelpuffen auf ihnen lagen; und die weißen Pelze schützten sie vor Frost und hielten sie innerlich warm. Wie nun aber die Sonne allmählig höher hereinsteuerte, da warfen sie die weißen Mäntel ab; die wurden zum Kürschner geschafft, und wie wunderbar ist es, daß auf einmal alle Kirschbäume, die Apfel- und die Birnbäume, die Pfirsiche, die Aprikosen und Mandeln in den allerzartesten weichen und blafsrosa Frühjahrs-Toiletten gehen, im luftigen, duftigen Blütenkleide, das aus den allerfeinsten Spitzen und Sternchen zusammengewebt erscheint. Der ganze Baum ist mit weißem Musselin überhangen, verführerisch, mädchenhaft, jungfräulich; mit weißen Krägelchen, blafsrothen Aermelspitzen und zarten, durchbrochenen Franzen ist es ausgeschmückt. Ein leichter Wind weht und bläht das leichte Frühlingkleid zur Seite, da kräuseln sich alle Blüthenkrägelchen und Spitzen auf, wie die Ballkleider, wenn Mädchen sich im Tanze schwingen. Aber nur kurze Zeit währt diese Mode, bald zieht man auch die weichen und rosigten Frühjahrsgevänder aus; der Sommer beginnt und nun kleidet sich Alles in seine grünen Roben, und man legt das größte Gewicht auf das Tragen von Rubin-Schmuckstücken und anderen Behängen. Denn ein Baum voll rother Kirscheln mit seinem grünen Blätterkleide sieht wahrlich aus, als hätte er sich eine Halskette von den schönsten böhmischen Granaten oder Rubinen umgehängt; an allen Zweigen schimmern rosige Korallen-Armbänder; die Glasfirschel-Bäume aber schauen darein, als trügen sie durchsichtigen Gaspel-Schmuck; die Birnen tragen an ihren Ohren die schönsten Ohrengehäkel, und so schmücken sich alle diese liebenswürdigen Jungfern und Matronen mit ihren allerliebsten Kleinodien. Im weichsten Sammet aber stolzieren die Pfirsiche einher; man sieht ihnen ihre Vornehmheit schon von außen an. Wenn dann im Herbste die neuesten Modenblätter Ihnen die neuesten Herbstmoden bringen, meine Damen, dann geht auch ein eifriger Toiletten-Wechsel durch die großen Kirsch-, Pfirsich-, Eichen- und Buchen-Pensionäre, die Sie auf unseren Bergeshöhen, zu zwei und zwei geordnet, in langen Scharen an den Landstraßen spazieren sehen. Manchmal sind sie auch zu größeren plaudernden Gruppen in den Obstgärten versammelt. Einige, die hohen Pappelreihen an den Landstraßen, sind sicher verwandelte Nonnen, die dort in einer Procession einhergehen. Nun, im Herbste, da werden dann auch die braunen, die dunkelrothen, die fahlgelben und die gemischtfarbigen, ja, sogar die goldfarbigen Toiletten-Mode; ihre Schmuckstücken haben sie alle "verlesen" lassen, weil sie im Frühjahr zu viel Sonnen-Goldstücke auf alle ihre Spitzenkrägelchen verwendet haben. Sie bemerkten gewiß alle bei schönen Sommer-Sonnen-Untergängen, meine Damen, wie da die Bäume alle Taschen und alle Hände zwischen ihrem Laub voll blanker Goldstücke haben, die auch im Walde unten auf dem Boden liegen, sodah man glaubt, man brauche sie nur einzusammeln. Lange dauert es nun nicht mehr, so müssen sie auch ihre Herbst-Toiletten ablegen, die schönen, stumpfen Makart-Farben des Herbstes fallen mit den Blätterherden ab; sie stehen gänzlich entblößt da, daß Gott erbarm! und mühten sich schämen, wenn sie nur unter ihrer schwarzen Rinde erröthen könnten!

Mein Liebling unter allen aber ist die Birke. Sie hat so schöne, schneeweiße Strümpfe an, wie die Damen in früherer Zeit, und weiße Strümpfe sind immer das Zeichen häuslicher, tüchtiger und anmüthiger Frauenart. Sie glauben, die Birken wechselten ihre weißen Strümpfe nicht? Bitte, folgen Sie mir im Februar in den Wald, da werden Sie das reizendste aller Toiletten-Geheimnisse schauen. Alle Birken, die hier in langen Reihen stehen, die jungen besonders, ziehen ihre alten Strümpfe aus, denn sie sind ein wenig grau geworden; da werden sie zur alten Wäsche gethan. Schneeweiß, tadellos und von

blendender Reinheit aber ist die neue Wäsche, der neue Strumpf, und unter diesem Weiß kann man sogar einen leicht röthlichen Hauch des Birkenfußes sehen, als hätte Euzian es gemalt und durchschimmern lassen. Und dann, wenn sie diese schöne reine Wäsche angelegt haben, haben Sie schon bemerkt, meine Damen, wie die Birken allmählig ein leichtes Gaze-Kleid anlegen, ein Kleid von schimmernder Seide, und wenn der Wind weht, haben Sie schon gesehen, wie sie sich dann mit dem Rücken gegen den Wind lehnen, vorn ihre Röcke zusammenrassen und sich halbgebückt also gegen den ärgsten Schauer stemmen, während die Kleidsalten von der Seite nach vorn flattern? Komme ich aber in einen Wald voll junger Birken, so bin ich stets der Ueberzeugung, daß diese jungen Damen eines Ballett-Probe abhalten; manchmal sehe ich ganz deutlich, daß sie in der Tracht des Rococo oder des Empire eine Française oder Quadrille einstudiren; ich sehe ihre Füße in den weißen Strümpfen anmüthig durch einander trippeln, während sie den Rocksaum mit zwei Fingerpitzen ein wenig aufraffen.

Zur selben Zeit, besonders im Frühling, beobachte ich aber auch an den Blumen, die niedrig an der Erde stehen, die holdseligsten Geheimnisse. Ich könnte Ihnen von den Primeln und Anemonen, den Hyazinthen und Narzissen, von den schönen Weischen und Stiefmütterchen die merkwürdigsten Dinge erzählen, wenn sie ihre Zusammenkünfte, ihre Viduids und Damenkränzchen auf den grünen Wiesen, im heimlichen Walde und in den Gärten abhalten. Wo sind sie Alle so pöflich hergekommen?!

Das will ich Ihnen sagen. Als in meinem Garten der erste Finken schlug und zwitscherte und mit seiner Kehle so lustig dreintrillerte, da merkte es die kleine Primel, die unter der Erde in ihren eigenen Wurzeln schlief. Gleich begann sie die Ohren zu spitzen und ich sah, wie sie diese kleinen gelben Ohren aus ihren grünen Kelchen neugierig herausschobte. Und als der Finken immer wieder schlug, da hob sie ihre lauschenden Ohren vollends heraus und seit der Zeit lassen die Primeln und Himmelschlüssel ihre Ohren ganz leicht nach der Seite hängen wie Karl Maria v. Weber und Ludwig v. Beethoven, die ja auch der Musik zu lauschen scheinen, auf ihren Bildnissen. Die Primeln lauschen nun den ganzen Frühling über mit geneigten Ohren dem Finken-schlag und Amsel-schreien, und wenn der Finken endlich schweigt, dann interessiert sie die Gesichte auch nicht weiter mehr; sie hören nicht mehr hin und lassen ihre Blumen-Ohren abfallen. Dann ist z. B. das Weischen. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß das Weischen Einem niemals ganz gerade in's Gesicht sieht, sondern nur so von unten her und leicht gebückt, wie ein sehr schüchternes Frauenspersönchen, herausschaut. Es erwartet nämlich immer, daß man es pflücken möchte, und da fühlt es sich ein wenig geängstigt und versteckt sich zwischen den grünen Blättern; auf der anderen Seite kann es doch aber auch nicht erwarten, daß man es breche, und so ziert es sich in seiner Bescheidenheit wie ein unerfahrenes Mädchen. Weniger schüchtern sind dagegen die Stiefmütterchen. Diese sind "ganz Auge"; den ganzen Frühling und Sommer blicken sie erstaunt um sich herum, ich glaube aber, sie sind ein bißchen kurzichtig, stark kurzichtig sogar, weil sie mit so weit geöffneten Pupillen dareinschauen. Die Stiefmütterchen thun nämlich den ganzen Winter über nichts Anderes, als daß sie heimlich Romane von der Marlitt und Heimbürg lesen; damit haben sie sich ihre schönen Augen verborben und nun sehen sie auch mit so großen, verlesenen Augen darein, als träumten sie immer noch vom "Geheimniß der alten Ransfell".

Sie wünschen zu wissen, wie ich über die Narzisse denke? Die Narzisse hat bekanntlich gelbseidene Röschchen an und darunter auch gelbe Rankling-Höschchen und gelbe Strümpfe, hält sich aber immer einsam und läßt sich auch nicht jedes Jahr sehen. Gesellschaften giebt sie nicht, glaubt aber, alle Welt mache ihr den Hof und läßt sich das mit einer gewissen Herablassung auf ihrem grünen Blütenstengel gefallen. Hervorragende Talente besitzt sie nicht; sie sucht Etwas darin, durch seltenes Erscheinen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, was sie aber eigentlich zu Hause treibt, weiß kein Mensch. — Wie ich über die Anemonen denke? Diese blauen jungen Mädchen scheinen immer zu tränkeln. Was ihnen fehlt? Ein Gatte, weiter Nichts. Bei der zunehmenden Heirathsunlust der jungen Männer und ihrer Feigheit, bei Zeiten einen, wenn auch anspruchslosen Hausstand zu gründen und ein braves Mädchen zu beglücken, sieht man ja die armen Hain-Anemonen immer mehr überhand nehmen, und sie würden Alle doch die besten Hausfrauen werden. Sie nöthigen mir immer ein leises Mittel, als diese lieben, bleichen Hain-Anemonen.

Gar sehr muß man auch die Wiesens- und Feldblumen lieben. Sie haben Alle eine besondere Geschichte. Da ist zum Beispiel das Nachliebchen, das man auch das Gänseblümchen nennt. Es ist ein kleines Mädchen von fünf oder sechs Jahren, das um das Hälschen einen schneeweißen Spitzenkragen trägt und im "Flügelkleide in die Mädchenschule" geht. Es ist gern ein bißchen zerstreut, aber selbst wenn es seine Beschen nicht richtig auswendig gelernt hat, blickt es Eimen doch so munter und frisch an, daß man ihm nicht gram werden kann. Als ich aber im vorigen Sommer in die Berge stieg, um Alpen-Weischen zu pflücken und an eine Stelle kam, wo deren Viele beisammen stehen sollten, war ich verwundert, mitten in eine Gesellschaft von elässischen Bauernmädchen gerathen zu sein, die Alle ihre hohen Flügelhauben mit den ausgeschlagenen Schleifen aufgesetzt hatten. Ich fragte sie, was sie eigentlich vorhätten, aber sie antworteten mir nicht, sondern lächelten nur und tosktirten mit ihren Hauben auf dem grünen Wiesengrunde herum.

Ich ging ein Stückchen weiter und kam an ein großes Kornfeld, worin die Mohnblumen mit großen rothen Kopfstüchern wie Mägde sich versteckt hatten, die von der Ernte-Arbeit ausruhen. Sie hatten ihre Köpfe gleich bei sich mit den schön gedrehten Deckeln darauf und klatschten so lebhaft mit einander, daß sie Alle selber ganz klatschroth dareinschauten. Nicht weit von ihnen aber sah ich die Kornblumen in ihren Körben kleine blaue Lampenschirme, nach japanischer Art aus Seidenpapier spitz zusammengefaltet, selbstien. Sie sagten mir, daß sie diesen Industrie-Zweig ergriffen hätten, um auch ihrerseits Etwas zur Emancipation der Frauen und zur Förderung weiblicher Berufszweige beizutragen. Ich habe immer gefunden, daß die Blumen auf dem Lande, auf Wiesen und Feldern auch einfache Landmädchen, Bauernmädchen und Arbeiterinnen sind, während die Blumen in der Stadt, in den Gärten und Gewächshäusern meistens ziemlich anspruchsvolle Damen der besseren Gesellschaft sind, die in Bezug auf Toilette große Ansprüche stellen und auch sonst ziemlich verwöhnt und verzärtelt sind. So ist die

Nachdruck verboten

### Kindtaufe auf dem Lande.

(Siehe das Bild auf Seite 93.)

C. Tiratelli, einer der begabtesten modernen-italienischen Maler bringt uns hier ein Bild aus seiner sonnigen Heimath. Das Haupt-Augenmerk richtet sich auf die drei, verschiedenen Lebensstufen angehörigen, weiblichen Personen: die jugendlich-kraftige Mutter des Täuflings nebst dem kleinen Mädchen, das ganz von seinem Amt durchdrungen, das geweihte Wasser und die geweihte Kerze trägt, und auf die im reiferen Alter stehende Gvatterin, die dem Täufling zärtlich zulächelt. Beachtenswerth sind hier die schönen, durch das Feigenland fallenden Licht-Reflexe. Aber auch die Gruppen des Hintergrundes sind so energisch gezeichnet, daß sie sich keineswegs als nebensächlich darstellen. Vor Allem gilt dies für den lebhaft gesichtstrenden Mann und die den Fächer haltende Frau. Diesem eindrucksvollen Paare schließen sich die bei der Mauer zuschauenden Frauen an. Sehr schön ist die Perspective rechts behandelt. Aus dem grellen Sonnenlicht verliert sich der Blick in den tiefen Schatten, in jenem Gegenlage, der für die eng zusammenstreichenden italienischen Ortschaften charakteristisch ist.

### Redactions-Post.

**A. von St. im Elß.** — Ueber die Geburtsstätte des Dichters Gottfried von Straßburg können wir Ihnen auf Grund neuester Forschungen Auskunft geben. Seine Herkunft aus Straßburg selbst hat man bemerkt, namentlich mit dem Hinweis darauf, daß die Heiligen niemals nach einer Stadt, sondern nach ihren Stammorten benannt worden sind. Als solche Stammort Gottfrieds nahm man dann eine Burg nördlich vom Dorfe Wasserburg (Oberelß), in einem Seitenthälchen des Ränkertales an, die sogenannte Stroßburg, die früher auch Straßburg geheißen habe, wofür aber nie ein Beweis erbracht worden ist. Nun ist in den Archiven der Gemeinde Wasserburg jüngst eine alte Karte der Kappolzheimer Herren vom Jahre 1763 gefunden worden, auf der die erwähnte Stroßburg als solche verzeichnet ist; sie scheint damals noch ganz erhalten gewesen zu sein, da die Ringmauern mit den Schießscharten und der erneuerte Thurm eingezeichnet sind. Im Norden des Dorfes, auf dem sogenannten Haidentopfe, weist diese Karte ferner eine Ruine „Klein-Straßburg“ auf, die bisher ganz unbekannt war. Wenn nun Gottfried in dem romantischen Gebirgslande geboren ist, so muß diese alte, von aller Welt vergessene Ruine seine Geburtsstätte sein.

**G. M., Breslau.** — Die drei concurrirenden Redactionen: „Als Sündenbock“, als Prügelknabe oder als Tärkentopf dienen“ sind alle historisch zu erklären. Ueber den biblischen Ursprung des „Sündenbock“, der von den Juden um der Sünden des ganzen Volkes willen am Versöhnungs-Tage in die Wüste gejagt wurde, besteht kein Zweifel. Ebenso ist der „Prügelknabe“, der von Fürsten-Gräbern anstatt ihrer hohen Söhne fürverlich geschickt wurde, genügend bekannt. Der „Tärkentopf“ dürfte auf eine ritterliche Übung zurückzuführen sein, die sich von den mittelalterlichen Turnieren her bis in die Neuzeit erhalten hat. Mehrere aus verschiedenen Stoffen angefertigte Köpfe wurden entweder aufgehängt oder auch mitten in die Arena geworfen, um im Vorüberreiten mit Lanze oder Schwert aufgespießt zu werden.

**B. S., Wien.** — Unter den Riesensiedten des Continents dürfte Paris die meisten Ausländer als ständige Bewohner in seinen Mauern bergen. Nach den neuesten Zählungen leben dort nicht weniger als 241 386 Angehörige fremder Nationalitäten, und zwar: 65 000 Belgier, 38 000 Deutsche, 35 000 Italiener, 34 000 Schweizer, 18 000 Luxemburger, 18 000 Engländer, 11 000 Russen, 8000 Oesterreicher, 6000 Holländer, 4000 Spanier und 3000 Amerikaner. Ihrem Berufe nach sind die Belgier größtentheils Hutmacher, die Schweizer Köche, Keller und Fleischhauer, die Russen Gerber oder Studenten, die Luxemburger Metallarbeiter, die Engländer Kunstler und Diener, die Italiener Modelle und Erdarbeiter, die Deutschen und Oesterreicher sind in Bureauz thätig. Die in Paris lebenden Amerikaner sind fast ausnahmslos Rentiere.

**Professors-Gattin, Prag.** — Vergesslichkeit und schlechtes Gedächtniß sind im Grunde genommen verschiedene Dinge. Dem Letzteren kann man durch die Mnemotechnik zu Hilfe kommen, gegen die Erstere läßt sich nur mit unerschöpflichen Hausmitteln ankämpfen. Der berühmte Knoten im Taschentuch hat seine Mängel. Wir erinnern uns da an ein reizendes Genre-Bildchen: Ein offenbar dem Gelehrtenhände angehöriger alter Herr hält sinnend sein getnotetes Taschentuch in der Hand und auf seiner gerunzelten Stirn liest man die Frage: Was bedeutet nun eigentlich der Knoten? — Ein probates Mittel wenden die Amerikaner an. Sobald ihnen Etwas einfällt, was sie nicht vergessen möchten, schreiben sie es auf eine vorher mit ihrer eigenen Adresse versehene Postkarte. Der Briefträger dient dann als unerschütterlicher Corrector des Gedächtnismangels.

**A. von D., Bonn.** — Ueber die Technik der Gobelin-Weberei können wir Ihnen nur in aller Kürze Auskunft geben. Zur Herstellung von Gobelins gehört ein ungemein großer Reichtum von Farbstoffen in Woll- und Seidenfäden; denn das Wert des Fingels muß mit allen seinen farbigen Bestandteilen in der Weberei getreu wiedergegeben werden. Sieh mit dem zu Anfang dieses Jahrhunderts von Gilbert Deyrolle Vater und Sohn, ehemaligen Directoren der Pariser Gobelin-Manufaktur, erfundenen System der Hachures do tons zu behelfen, geht nicht immer an. Dieses System beruht darin, daß durch Nebeneinanderlegen von zwei oder drei verschiedenfarbigen Fäden eine Mischfarbe auf der Rezhaut des Beschuerers erzeugt wird, oder daß auch verschiedenfarbige Fäden zusammengebracht werden, um die gewünschte Tinte auf der Rezhaut zu erhalten. Die Pariser Gobelin-Manufaktur hat vielmehr auf die höchste Leistungsfähigkeit der Färberei schon längst das Schwergewicht gelegt und demzufolge auch schon zu Beginn dieses Jahrhunderts eine Schule für Schönfärberei errichtet, in welcher ebenso wie zur Zeit in Grefeld praktischer und theoretischer Unterricht erteilt wird. Die trefflich ausgebildeten Schüler haben in Lyon, Tours, Avignon und anderen Textil-Centren Frankreichs zur Hebung des Färberei-Verfahrens bei der Fabrication von Wollen- und Seidenstoffen erheblich beigetragen. In derselben Bedeutung entwickelt sich die Lehrausstatt in Grefeld. Jede Farbe wird in einer erstaunlich großen Menge von Schattens und jeder Schatten wieder in 25 bis 30 Abancen dargestellt.

Schafgarbe augenscheinlich ein armes Nähmädchen, das sich etwas stark mit Moschus oder sonst einem salzig riechenden Parfüm versehen hat, während die Buchsien, die in vieler Hinsicht sehr verwöhnt sind, sich im türkischen Geschmack kleiden, mit spitzbogenartigen Bajadere-Röcken, unter denen sie die weiten Pumphosen tragen, die bis an die Knöchel reichen. Damen, die schon in gefestigtem Alter übergegangen sind, habe ich in den Malven und Georginen kennen gelernt; auf dem letzten Balle sah ich eine ganze Anzahl Malven als Ballmütter am Rande des Saales sitzen und dem Tanze des jungen Volkes zuschauen; zum größten Theile waren es reiche, etwas prächtige Bürgerfrauen; die Georginen aber waren die Tanten in mittleren Jahren, die das große Wort führten und ihre Kleider nicht gerade geschmackvoll mit gelben Rosetten bestückt hatten.

Was die weißen Vögel anlangt, so halte ich sie für Porzellanwaren-Händlerinnen, denn wo sie beisammen sind, sieht man ganze Geschäfte von Meißener Kaffeetassen wie auf einem Topfmarkt, wogegen die Schwertlilien mir stets den Eindruck von edlen Waffären machen, die einen Helm aufhaben und mit ihren Schwertern die Seelen gefallener Helden schützen. In meinem Garten habe ich ein ganzes Heer von diesen Jungfrauen, und wenn sie im Frühling blühen am felsigen Abhange, sehe ich ihre weißen und blauen Helme blinken und ein Raun von vorgehaltenen Schwertern zeigt ihre Schlachtlinie an. Sie exerciren mit einer Gracität wie die Amazonen; auch ihr Wesen ist amazonenhaft und herausfordernd.

Was aber erzähle ich von der Rose, von den Rosen allen, meinen Lieblingen, vom Haideröschchen und der zarten Theerose, von der Genzifolie und all den hundert vollen, üppigen, duftenden Frauen-Gestalten, die aus den Rosenhecken hervorkommen, wenn ich in meinem Rosengarten wandle? Haideröschchen ist ein Mädchen aus der Jopzeit; sie trägt den unschuldigen jungen Busen ein wenig offen und hat nur ein ganz leichtes Fürtuch darüber; sie ist schelmisch und tanzt am liebsten Menuett nach Mozarts „Don Juan“. Die anderen rothen Rosen aber, das sind die Herzen der Frauen selbst; denn wenn sie ihre Knospen langsam aus den grünen Kelchen heraus-schwellen lassen, dann sieht Jedermann, daß sie die Form eines Herzens haben, dessen Spitze nach oben weist. Und sie entfalten sich, diese Herzen, sie drängen und schwellen und Einige, wie die dunkelrothen, vollen Rosen sind feurig und leidenschaftlich, Andere, wie die leichteren, sind sinnig und lieblich, die weißen sind Herzen von Himmelsbräuten, die zarten Theerosen sind die Herzen der jungen Mütter, die glücklich vom Lager ihrer Hoffnung erstanden sind, und noch etwas bleich mit großen Augen in die Welt schauen. Denn das weiß ich, daß, wo in dieser Welt eine schöne und liebevolle Frau stirbt, zur selben Stunde ihre Seele in ein Rosenknospen-Herz zieht und sich neu entfaltet; und der Duft der Rose ist diese Seele selbst, die nun nicht mehr an einen menschlichen Körper gebannt ist, sondern ganz Herz, ganz Entfaltung und inneres Seelenblühen geworden ist. Nur darum ist die Rose die Blume der Liebe.

Soll ich noch mehr von den Blumen erzählen? Aber das können Sie ja selbst viel besser, meine Damen. Pfänden Sie die Blumen; der Reigen ist eröffnet, das Spiel kann beginnen; Sie werden das reizendste Pflaundersündchen erleben. Ich gestatte mir, Ihnen dieses Vergnügen nicht zu reichen. Wollen Sie mir es deuten?!

Nachdruck verboten.

### Doris Freim von Spättgen.

Ein Reise-Interview.

**S**ie schreibt viel, schreibt elegant, schreibt durch-dacht und ist kein Blaustrumpf!“  
So lautete die Antwort eines literarisch hoch-siehenden Gelehrten, den ich um eine kurze An-sichts-Außerung über Doris von Spättgen bat.  
Aber lernen Sie sie selbst kennen!“ fügte er hinzu. „Benützen Sie den Aufenthalt in Breslau.“

Der Vorschlag leuchtete mir ein. Zuvor informierte ich mich im Gothaischen Grafen-Kalender: Maria Doris Gräfin Matuschka von Toppolzan, Freim von Spättgen, geb. 29. Januar 1847, vermählt 1866 auf Schloß Ostrowa mit Carl Joachim von Schellha (protestantisch). Dann erfuhr ich, daß die „Matuschka“ ein altes böhmisches Freiherren-Geschlecht seien und — seit 1747 — dem preußisch-schlesischen Grafenstande angehören.

Ich schlug noch den Breslauer Wohnungs-Anzeiger auf: „Doris von Schellha-Spättgen, geb. Gräfin Matuschka, — Schriftstellerin —“ stand da, und das offene Farbe-Belennen, dem so viele Literatinnen gern ausweichen, gefiel mir. Frau von Schellha-Spättgen stand auch neben dem Schellentkopfe. Ich drückte, der Button-Boy öffnete, — es war zur five o'clock-Thee-Zeit —, und bald wurde ich von einer Dame empfangen, die freilich Nichts von dem verrieth, was man gewöhnlich mit dem Begriffe „Blaustrumpf“ verbindet.

Mit völliger Unbefangenheit war bald das Gespräch angeknüpft. Wie Frau von Spättgen schreibt, so spricht sie auch — lebhaft, geistvoll und dazu mit einer wohlthuend weichen Stimme.

Als hervorsteckender Charakterzug tritt bald große Offenheit hervor, verbunden mit selbstbewusster Energie. Da ist kein Rückhalt in der Ansicht-Außerung — klar markiren sich die religiös strengen Ansichten, mit voller Ueberzeugung spricht die Dichterin über die strengen Maximen der Erziehung. Freilich kann sie mit Stolz auf deren Resultate blicken, denn zwei jugendliche Töchter stehen ihr zur Seite. — „Mein Sonnenschein nach wolkenvollen Tagen!“ flüstert sie, von jenen ungehört, dem Gaste zu, den sie mit heller Mutterfreude in das reizend und sinnig eingerichtete Boudoir der ältesten dieser Töchter führt.



*D. Freim v. Spättgen*

Dort wird auch der Thee gebraut und eingenommen, während das Gespräch in wechselvollem Laufe sich der Geselligkeit, der Literatur, der Kunst zuwendet. Nur beiläufig erfährt man, daß Frau von Spättgen Jahre lang in den Vereinigten Staaten Nordamerikas lebte und auf vielen Reisen ihr Wissen bereicherte; ebenso beiläufig, daß sie dort in nahem Verkehr mit Bayard Taylor, dem berühmten Dichter und Diplomaten und mit dessen Familie gestanden.

In einer Gesprächspause haftete mein Blick auf einer Brosche von hervorragend schöner Arbeit.

„Sie haben da ein liebes Andenken in's Auge gefaßt,“ sagte Frau von Spättgen lächelnd, „der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen schenkte mir das Schmuckstück als Anerkennung für meinen ihm gewidmeten Roman: „Mater innocencia“, dessen Stoff er mir selbst zur Verfügung stellte, während ich im Jahre 1888 Gast des hohen Fürstenpaares war.“ Durch eine eigenhändige Radirung hatte auch die Gräfin von Flandern der Dichterin ihre Anerkennung dargelegt.

Seit 1879 ist Frau von Spättgen in ihre Vaterstadt Breslau übergesiedelt.

Ihr Lebensweg war nicht immer dornenlos, — ist sie doch von ihrem Gemahl getrennt. Aber die Schicksalsschläge haben weder ihrer vornehmen Würde noch dem heiteren Temperament dauernd Abbruch thun können. Sie ist eben ein starker Geist.

In dem Ausdruck „vornehme Würde“ kennzeichnet sich auch die äußere Erscheinung der Dichterin, deren Erzählung: „Sein Rittmeister“ unserer Leserinnen gewiß in freundlicher Erinnerung geblieben ist.

Nachdruck verboten.

### Canal-Landschaft.

(Siehe das Bild auf Seite 89.)

Gerade Dem, der die ganze Welt durchstreift, wird der Blick für die Schönheiten der anspruchsloseren Heimath besonders geschärft. Unter den Palmen, bei der Lichtfülle und dem blendenden Farbenreize der Tropen macht sich eine unendliche Sehnsucht nach dem nordischen Buchengrün, nach traulichen Roggenfeldern und ruhigen Flusslandschaften, kurz nach lauten gedämpften Tönen, welche die heimathliche Stimmung erzeugen, geltend. W. Noels hat mit seiner „Canal-Landschaft“ einen glücklichen Griff aus solchem Empfinden heraus gethan. Diese prächtige schattenwerfende Weidengruppe über den Pflöcken rechts, diese von Seerosen, von breiten Blättern geschmückte, von Leichlinen theilweise bedeckte Wasserfläche, den waldigen Hintergrund, Alles dies meinen wir schon oft in unserem Leben geschaut zu haben. Es ist eine vereinsamte Schiffstraße, deren Glanzzeit längst entschwunden zu sein scheint. Aber das ist gerade ein echter Borwurf für den Maler. Die Poesie der stillen Landschaft ergreift uns, wobei die hinträumende Stimmung noch durch das Hervortreten des halbverfallenen Holzüberbaues merkwürdig verstärkt wird, während die Staffage, die waschende Frau und die schwimmenden Enten, belebende Elemente hinzufügt.